

ABCTeam

Heinrich Kemner

Allerlei am Weg



BrunnQuell

Heinrich Kemner
Allerlei am Weg

Heinrich Kemner

Allerlei am Weg



BRUNNEN VERLAG UND BRUNNQUELL VERLAG GIESSEN

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:
Aussaat- und Schriftenmissions-Verlag Neukirchen-Vluy
R. Brockhaus Verlag Wuppertal
Brunnen Verlag und Brunnquell Verlag Gießen
Christliche Verlagsanstalt und Sonnenweg-Verlag Konstanz
Christliches Verlagshaus Stuttgart
Oncken Verlag Wuppertal und Kassel

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Kemner, Heinrich:

Allerlei am Weg/Heinrich Kemner. – 3. Aufl. –
Giessen: Brunnen-Verlag; Giessen: Brunnquell-Verlag, 1987.
(ABC-Team; 3320)
ISBN 3-7655-3320-3
NE: GT

3. Auflage 1987

© 1987 Brunnen Verlag Gießen
Umschlagfoto: Martin Künkler
Herstellung: Ebner Ulm

Vorwort

»Wie groß ist die Finsternis, wenn dein inneres Auge nicht licht ist«, hat der Herr einmal gesagt. Es kommt also darauf an, von welcher Mitte wir die Welt sehen. Anders gesprochen: ob wir die Dinge nur sehen oder erschauen. Die letzte Erhellung in unserem Herzen ist Gnade Gottes.

Unter diesem Gesichtswinkel wollen die beiliegenden Berichte beurteilt werden. Wie wir auf einem Wanderweg allerlei beobachten, wenn wir mit sehenden Augen wandern, so gewinnen auch Alltäglichkeiten ein ewigkeitliches Gewicht, wenn wir sie in der rechten Beleuchtung sehen.

Wenn ich gelegentlich humorvolle Berichte eingefügt habe, die auch dem Leser ein verständnisvolles Lächeln abgewinnen möchten, so sollen sie einmal zeigen, daß nichts Menschliches mir fremd ist, zum andern aber auch, daß der Humor die Alltäglichkeit oft verklärt. Wer hätte nicht allen Grund dazu, Alltäglichkeiten mit Humor zu sehen, als nur der Christ! Nur der Glaube an den Herrn Jesus gibt uns einen Standpunkt, in den Dingen und doch über den Dingen zu stehen.

Heinrich Kemner

Mein Freund, der Gangsterkönig

Als ich vor Jahren einmal auf einer Großevangelisation sprach, kam eines Morgens der Reporter einer großen Zeitung zu mir und bat mich um ein Interview. Bei der Gelegenheit erzählte ich ihm etwas ausführlich von einer Begegnung, die ich mit dem Gangsterkönig einer Großstadt hatte. Dieses Erlebnis interessierte ihn besonders. Am andern Morgen kam sehr aufgeregt die Diakonisse, bei der ich wohnte, mit der Tageszeitung zu mir ins Zimmer und sagte: »Ach, wie schrecklich, was ist da passiert!« Als ich die Schlagzeile über dem Artikel, den sie meinte, las, mußte ich herzlich lachen. Sie lautete: Interview mit Heinrich Kemner, dem Freund des Gangsterkönigs. Dann folgte in der Journalistensprache der Bericht. Man sagte mir, daß am Abend die Evangelisation nicht nur sehr stark besucht, sondern sogar überlaufen war. Die Zeitungsüberschrift hatte so auf die der Kirche Entfremdeten und die Ganoven gewirkt, daß sie tatsächlich zum Start angetreten waren. Wie verhielt es sich nun mit der Begebenheit um den Gangsterkönig?

Bei einer großen Glaubenstagung in einer Großstadt geschah es, daß nach dem ersten Vortrag schon die Seelsorge anfang. Unter anderem brachte mir eine Mitternachtsschwester zwei Leute aus der Unterwelt. Das Wort hatte sie so angesprochen, daß sie allen Ernstes zu Christus aufbrechen wollten. Sie befanden sich in einem solchen Notstand, daß man sie für die Nacht unmöglich in ihre alte Umgebung entlassen konnte. So bat ich die Leitung der Konferenz, für die beiden ein Quartier für die Nacht zu besorgen, notfalls in einem primitiven Zimmer. Es waren da aber viel Wenn und Aber, so daß ich schließlich ärgerlich wurde und kurz und bündig sagte: »Ihr könnt in mei-

nen Hotelbetten schlafen.« In diesem Augenblick war die Übernachtung möglich. Als ich am andern Tage wieder zur Versammlung ging, standen vor der Halle eine Reihe junger Leute, denen man die Herkunft von der Schattenseite des Lebens ansah. Plötzlich rief einer: »Das ist er!« Er überreichte mir einen Brief zur vertraulichen Kenntnisnahme, in dem der Gangsterkönig mich in ein bestimmtes Untergrundlokal zu einer bestimmten Zeit zu einem Gespräch bat. Erstaunt fragte ich, warum sie mich alle erwartet hätten. Nun erfuhr ich, daß die beiden, denen ich mein Quartier angeboten hatte, davon so beeindruckt waren, daß sie die ganze Unterwelt mobil gemacht hatten. Sie hatten berichtet: »Wir haben einen wirklichen Pastor gefunden.« Nachdem ich einige Zeit mit ihnen in ihrer Sprache und über das Eine, das not ist, geredet hatte, sagte ein anderer, er hätte bisher immer geglaubt, die Pastoren seien alle ausgebildete Schauspieler.

Was aber jetzt die Einladung des Gangsterkönigs betraf, so machte sie mir einiges Kopfzerbrechen. Sollte ich mich in dies abenteuerliche Wagnis begeben, das vielleicht nicht einmal ohne Gefahr war? Die Entscheidung gab meine Frau. Sie meinte: »Du mußt diesen Dienst tun. Vielleicht bist Du der einzige Christ, der diesem Mann in seinem Leben begegnet. Von der Kanzel reden ist leicht. Nun nimm einmal die Kanzel der Unterwelt!« Am Nachmittag kauften wir einige neue Kleidungsstücke: rotes Hemd, roten Schlips, dazu eine Schlägermütze. Selten hat meine Frau so voll aufgelacht wie in jener Minute, als sie mich in diesem Kostüm sah. Dann begleitete sie mich bis zu dem Lokal.

Punkt 6 Uhr, wie angegeben, betrat ich den Raum. Ich stach durchaus nicht von den andern ab. Mit einem Mal hatte mich jemand am Ärmel. Er schob mich weiter zu einem zweiten, der mit mir in ein Zimmer ging. Nach einer kurzen Unterhaltung kam ein dritter, der mich in einen Winkelraum des Hauses führte. Ich hatte gemerkt, daß hier alles verschlüsselt vor sich

ging. Die Tür öffnete sich, und schon stand ich vor dem Boß. Wie ganz anders hatte ich mir einen solchen Mann in meiner Phantasie vorgestellt. Unter der guten Kleidung verbarg sich ein junger Mann mit hochintelligentem Gesicht. Mein erster Gedanke war: Was hätte aus deinem Leben werden können, wenn die Hände Jesu dich geformt hätten! Er schaute mich scharf an, gab mir die Hand und sagte: »Ich danke Ihnen, daß Sie sich der beiden angenommen haben. Mir wurde das berichtet. Ich habe zu Ihnen Vertrauen. Sie werden mich nie verraten.« Ich nickte und sagte: »Ich komme als Seelsorger.«

Nach einigen Augenblicken hatten wir vollkommenen Kontakt. Als meine Frage kam: »Glauben Sie, daß Ihre Tätigkeit, das Knacken der Banken usw., eine sinnhafte Mitte hat?«, gab er die Antwort: »Das Leben hat überhaupt keinen Sinn. Wenn einmal die Handschellen kommen sollten, dann steige ich aus, bevor sie mir angelegt sind.« Er faßte in die Westentasche und zeigte mir eine kleine Tablette mit der Bemerkung: »In einer halben Minute ist dann alles vorüber.« – »Glauben Sie das wirklich?« Darauf er: »Wenn es einen Gott gäbe, wie Sie mir bezeugt haben, habe ich nur eine Entschuldigung: Ich habe nie in meinem Leben einen Christen kennengelernt, der mir in seinem Bekenntnis glaubwürdig erschien. Ihnen nehme ich das ab, weil Sie zu mir gekommen sind.« Es ergab sich nun ein so feines und tiefes Gespräch, daß ich am Schluß mit ihm beten konnte. Er drückte mir beim Abschied fest die Hand wie einem alten Kumpel.

Als ich das Haus verließ und meine Frau traf, war sie sehr aufgeregt. Hatte ich doch nur noch wenige Minuten bis zu meinem Vortrag. Ein Umkleiden war unmöglich. So steckte ich die Mütze in die Tasche und betrat notgedrungen, so wie ich war, nicht ohne einiges Erstaunen meiner Umgebung die Kanzel. Nach einigen Tagen erhielt ich von dem Leiter des Werkes einen sehr lieben, aber doch sehr ernsten und vorwurfsvollen Brief.

Ich sei, so schrieb er, nach Zeugenaussagen in einem der schlimmsten Lokale der Unterwelt gesehen worden. Zum andern sei ich am Abend auch durch meine Kleidung unzulässig aufgefallen. Er müsse mich fragen, auf welchen Wegen ich mich befände. Um mir zu helfen, habe er bereits Dr. X, der zu meiner Bruderschaft gehöre, geschickt, damit er mit mir seelsorgerlich rede.

Nun möchte ich sicherlich aus meiner Tugend keinen Anspruch machen. Wenn der Herr mich in schwierigen Lagen bewahrt hat, so ist das nicht mein, sondern sein Verdienst. Aber in diesem Augenblick kamen mir doch die Tränen. Wenn ich je in meinem Leben im echten Wagnis einen missionarischen Dienst getan hatte, in schuldnerhafter Verpflichtung auch gegenüber einem Gangsterkönig, dann war es doch vielleicht dieser gewesen. Das letzte Urteil möchte ich allerdings dem Herrn überlassen. Und ausgerechnet dieser Dienst wurde nun von einem lieben Bekannten so mißverstanden. Meine Frau und ein mir befreundeter Verlagsbuchhändler, die mich in dieser Situation vorfanden, haben mich dann getröstet. Sicherlich hatte der Bruder es mit seinem Dienst an mir gut gemeint. Aber es ist doch schlimm, daß wir, wenn wir wirklich einmal eine Tagereise weit nach Ninive hineingehen, um die Verlorenen und Gestrandeten abzuholen, auch von frommen Leuten verdächtigt werden. Wer noch in der Denkkategorie fromm – frömmer – am frömmsten, schlecht – schlechter – am schlechtesten, den andern seelsorgerlich zu erreichen sucht, wird die in der letzten Reihe nicht finden. Das vollmächtige Zeugnis in Ninive wurde Jona erst nach den drei Tagen im Leib des Fisches geschenkt. Nur wer selber das Wunder der Rechtfertigung am eigenen Herzen im Nacheinander und Ineinander erfährt, wird frontecht auch die letzte Reihe rufen können.

Als ich vor vielen Jahren in Wien studierte, berichtete mir eines Tages ein bekannter Mitstudent, daß er im angetrunkenen

Zustande eine bestimmte anrühige Straße aufgesucht habe, um etwas zu erleben. Als er ein nett aussehendes Mädchen ansprach, sagte diese: »Komm mit!« Er ging, von ihr geführt, eine Weile und fragte: »Wie weit ist es noch?« Sie gab die Antwort: »Wir sind gleich da.« Plötzlich öffnete sie eine Tür, führte ihn hinein. Da standen zwei Heilsarmeeesoldaten. Eine weitere Tür öffnete sich. Ernüchert fand er sich in einer Heilsarmeeversammlung. Die Botschaft dieses Abends hat ihn dann so getroffen, daß er mir sagte, er sei von solchen Gängen für sein ganzes Leben kuriert gewesen.

Oft muß ich an dieses Mädchen denken. Wie konnte sie dies missionarische Wagnis eingehen, das doch in ihrem Alter sicherlich die allergrößte Gefährdung bedeutete? Sie konnte es nur deshalb, weil sie das Geheimnis »Jesus« so unmittelbar lebte und sich von ihm so führen ließ, daß alle Gedanken nur in einem wurzelten:

»Suche vom Grabesrand Seelen zu retten,
nimm der Verlorenen in Liebe dich an!
Reiche die Bruderhand, löse die Ketten!
Jesus hat alles für alle getan!«

Wer um diese schuldnerhafte Verpflichtung weiß, der darf ruhig eine Tagesreise nach Ninive gehen. Aber freilich, niemals ist solch ein Wagnis anzuraten, wenn man jemand für das Eigene statt für das Geschenkte sucht. Und auch hier gilt: »Wirke, solange es Tag ist!«

Im Triumphzug?

Als ich vor einem Jahr auf der Via Appia in Rom stand, wurden geschichtliche Erinnerungen in mir wach, weil diese Straße die Siegesstraße der römischen Kaiser war. Wenn die römischen Cäsaren irgendwo ein Land unterjocht hatten, wenn nach blutigem Ringen die Schlachten gewonnen waren und der Kaiser mit seinen siegreichen Legionen nach Rom heimkehrte, dann geschah das in einem Triumphzug. Am Tage des Einzuges war ganz Rom in Bewegung.

Man darf wohl annehmen, daß der Apostel Paulus, als er in der Gefangenschaft in Rom war, jenen Augenblick in der römischen Geschichte im Auge hatte, als er schrieb: »Jesus Christus hat die Mächte und Gewalten entwaffnet und öffentlich an den Pranger gestellt, er hat sie vor seinen Triumphwagen gespannt. – Deshalb lasset euch nicht um den Kampfpfeil bringen.« (Kol. 2, 15–18) In diesem apostolischen Wort wollen wir ein Dreifaches beachten.

Zunächst: Der Ausgang der Weltgeschichte und unseres Lebens hängt nach dem Zeugnis des Evangeliums und der Kirche an einer Schlacht, die einen siegreichen Ausgang nahm. Diese Schlacht ist am Kreuz auf Golgatha geschlagen. Sie wurde gewonnen am Ostermorgen. Sie wurde nicht in den Köpfen der Philosophen und Theologen gewonnen, sondern dadurch, daß Gott sich zu dem Allerverachtetsten und Unwertesten bekannte, zu dem, der die Sünde der Menschheit wurde, damit wir Frieden hätten und ohne Vergangenheit getrost wandern könnten. Gott hat Jesus Christus am Ostermorgen zum Herrn und Christus erhöht.

Diese Schlacht war viel ernster und hintergründiger, als je ein menschliches Denken erfassen kann. Nicht der Wunschtraum des Menschen bestimmt das Weltbild, sondern, je mehr der Mensch diesem Wunschtraum verfällt, um so mehr dämonisiert

sich die Welt. Diese Gefahr prägt besonders die gegenwärtige Stunde. Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen.

Wer hat nun heute recht? Haben die etwa recht, die die breite Straße so breit machen, daß man alle Laster der Hölle darauf einbauen kann? Haben die recht, die die Sünde namenlos machen, oder haben etwa die recht, die wie einst Elia zum Karmel rufen? Nur durch das Wunder Gottes in Jesus Christus kann die Kirche noch gerettet und bewahrt werden. Ohne den lebendigen Herrn ist sie verloren. Zählen etwa noch die namenlosen Christen, die getauft und konfirmiert sind? Zählen die noch, die von einer Konferenz zur andern reisen und sich so tierisch wichtig nehmen, daß sie meinen, sie könnten mit diplomatischen Mitteln die Kirche noch vor dem Untergang bewahren? Nein, die Frage ist, ob wir die Vertrauensfrage Gottes in Kreuz und Auferstehung Jesu Christi selber so beantworten, wie sie Gott beantwortet hat. »Nur, wenn wir Gott Gott sein lassen« sagt Luther, »haben wir die Schlacht gewonnen«. Abgründige Höllentiefen liegen zu unseren Füßen. Aber über die Abgründe führt eine Brücke. Paulus schreibt vor seiner Hinrichtung: »Jesus Christus hat die höllischen Kräfte überwunden und sie in seinen Triumphzug eingespannt.« Was meint der Apostel damit?

Wenn die römischen Kaiser im Triumphzug einzogen, marschierten vor ihren Siegeswagen die Gefangenen und Geiseln aus den eroberten Ländern. Sie gingen gebunden und in Ketten, und je größer die Zahl der Gefangenen war, um so herrlicher war der Triumphzug. So hat auch Jesus Christus alle dämonischen Mächte vor seinen Siegeswagen gespannt. Wem soll ich meine Seele anvertrauen? Etwa den Theologen, die die dämonische Welt entmythologisieren und mich beruhigen mit einer Unwirklichkeit, die sich jeden Tag in der Seelsorge als Selbstbetrug erweist, oder dem Evangelium von dem, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches We-

sen ans Licht gebracht hat im Evangelium? Jesus Christus hat die hintergründige Welt aus dem höllischen Untergrund herausgeholt und öffentlich an den Pranger gestellt. Kein Wunder, daß in der kommenden Zeit der Täuschungsversuch des Feindes am größten ist, weil er weiß, daß seine Stunde ausläuft.

Und nun das Wichtigste: Vergiß nicht, alle Gewalten der Hölle sind vor Jesu Siegeswagen eingespannt. Aber hinter dem Siegeswagen marschieren die siegreichen Legionen. Darin liegt Auftrag und Sendung der Gemeinde Jesu. Bei meiner Konfirmation habe ich den Spruch bekommen: »Leide dich als ein guter Streiter Christi. Und ob jemand kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht.« Laß dich nicht um den Kampfpreis bringen, mahnt der Apostel. Es geht heute in der Kirche nicht um vieles, es geht um alles. Alle, die uns falsch beruhigen, belügen uns. Wir wollen Streiter Jesu sein, die hinter dem Siegeswagen Jesu marschieren. Dadurch hat unser Leben einen Bezug und Sinn. Dadurch hat dein Leben ein Gewicht, daß du Hinweis auf diesen Siegeswagen bist.

Daß Jesus siegt, bleibt ewig ausgemacht,
Sein wird die ganze Welt,
denn alles ist nach Seiner Todesnacht
in Seine Hand gestellt.
Nachdem am Kreuz er ausgerungen,
hat er zum Thron sich aufgeschwungen.
Ja, Jesus siegt!

Die Glockensammlung

Es war für meine Gemeinde und mich ein schmerzlicher Augenblick, als von den vier Glocken in unserm alten Kirchturm, der nach der Meinung mancher Forscher schon von Ludwig dem Frommen erbaut worden ist, drei Glocken zu Waffen eingeschmolzen wurden. Nur die Kleinste, die von der Prinzessin von Ahlden, der Großmutter Friedrichs des Großen, gestiftet worden war, wurde uns gelassen. Sooft man die kleine silberhelle Glocke hörte, wurde auch die Erinnerung an diese unglückliche Stifterin wieder lebendig, die als Verbannte 30 Jahre lang im Schloß zu Ahlden gelebt hat. Als Gattin des ersten Königs von England, der aus welfischem Stamm den englischen Thron bestieg, wäre sie, weil man ihr eine unerlaubte Beziehung zum Grafen Königsmark nachsagte, beinahe von ihrem bigotten Mann hingerichtet worden. Wenn sie dennoch vor dem Schlimmsten bewahrt wurde, so dürfte – wie die Legende berichtet – der Grund darin zu suchen sein, daß eines Tages eine Zigeunerin die Handlinien des Königs gedeutet hatte. Sie habe, so wird berichtet, erklärt, daß der König im selben Jahr wie seine verbannte Gattin sterben würde. Kein Wunder, daß der abergläubische König seine Frau verschonte und darüber hinaus für eine gute Küche im Ahldener Schloß Sorge trug! Tatsächlich ist er dann im selben Jahr wie seine geschiedene Frau gestorben . . . – Diese alten Geschichten werden in mir wach, wenn ich an die Glocken in Ahlden denke.

Als ich nach dem Kriege aus der Gefangenschaft heimkehrte, war es mir wehe ums Herz, wenn ich am Sonntagmorgen nur die eine kleine Prinzessinnen-Glocke läuten hörte. Eine Kirche ohne richtige Glocken paßte durchaus nicht in mein sakrales Denken. So dachte ich immer wieder darüber nach, wie ich wohl meine Gemeinde zur Opferwilligkeit bewegen und ihr dadurch zu neuen Glocken verhelfen könne. Der Kirchenvor-

stand hatte beschlossen, daß für die Glocken eine Sammlung stattfinden solle. Jeder Spender sollte in ein Ehrenbuch der Kirchengemeinde eingetragen werden. Als Richtsatz wurde für die Vollmeier 150 DM veranschlagt. Für die Halbmeier, die in der Hofgröße bescheidener waren, 100 DM. Den Kättern, die nur eine kleine Hofstelle hatten, und den übrigen Gemeindegliedern wurde es überlassen, sich in der Gabe selbst einzuschätzen.

Im Kirchenvorstand meinte man, ich als Pfarrer sollte die Vollmeiers selbst besuchen, weil auch bei einer gewissen Unwilligkeit meine Autorität genügen würde, sie zur Spende willig zu machen. Nun, ich übernahm die Aufgabe. Im Grunde kam ich in allen Dörfern ohne Schwierigkeiten durch. Nur in einem Ort sagte mir der alte ehrwürdige Bürgermeister: »Wenn Sie, Herr Pfarrer, auf den Vollmeierhöfen von X und Y den beschlossenen Betrag erhalten, dann gebe ich das Doppelte. Es müßte mit einem Wunder zugehen, wenn X Ihnen das Geld gibt. Der Bauer ist so geizig, daß er nicht einmal einen Pfennig für die Feuerspritze gegeben hat. Beim Bauer Y steht es nicht anders. Der ist um eine Lüge nie verlegen. Und nun wünsche ich Ihnen viel Glück für Ihre Sammlung.« Also »was tun?« spricht Zeus! Nach einigem Überlegen schien es mir richtig, die beiden Schwerenöter erst am Schluß der Sammlung zu besuchen. Eines Tages war ich dann bei allen Höfen im Außendorf durch und hatte auch den vorgeplanten – wenn auch manchmal mit leisem Murren gegebenen – Betrag erhalten. In einer guten Stunde ermannte ich mich zu einem Besuch auf dem Vollmeierhof von X. Unvergeßlich ist mir, wie die Kettenreaktion dieses Besuches war. Als ich das Wohnzimmer des Bauern betrat, lag er gerade auf der Couch und ruhte sich aus. Die Frau war am Stricken, und ich wurde, wie ich das auf allen Höfen gewohnt war, freundlich begrüßt.

Der Besitzer wollte sich erheben, aber ich schob ihn freundlich zurück und sagte, daß man in seinem Alter ruhig liegen

bleiben dürfe. Ich erkundigte mich nach seinem Ergehen, wobei ich aber bemerkte, daß er ununterbrochen nach dem Ehrenbuch schaute, das unter meinem Rock hervorstand. Sein Blick war fixiert. Dann erzählte er mir, daß er in seinem Alter (zwischen 70 und 80) Beschwerneisse im Gehen habe. Ich knüpfte daran an und meinte, das sei zweifellos eine Mahnung, sich langsam auf das Wichtigste zu besinnen. In den jetzt noch geschenkten Jahren komme es vor allem auf ein erfülltes Leben an.

Unter meinen mahnenden Worten wurde der Mann immer unruhiger. Er schaute nur noch wie gebannt auf das Ehrenbuch, und plötzlich brach es wie ein Gebirgsbach aus ihm hervor: »Herr Pastor. Es sind nicht nur meine Beine, die mir Sorgen machen. Schlimmer ist es noch mit meinem Gehör. Ich kann keine Musik hören, weder Klavier noch Posaunen. Herr Pastor, am schlimmsten ist es, wenn ich die Glocken höre. Dann bin ich völlig krank und am Ende.« Ununterbrochen schaute er nach meinem Ehrenbuch. Ich ließ ihn einige Augenblicke im Fett schmoren und sah ihn in seiner Bauernschläue scharf an. Dann wandte ich mich an seine Frau und sagte: »Mir ist eben klar geworden, Ihr Mann hat eine tödliche Krankheit. Ob es da noch Rat und Hilfe gibt, weiß ich nicht. Als ich noch Landwirtschaft studierte, haben wir einmal Testversuche mit Musik bei Kühen gemacht. Wir haben versucht, wie die Kühe bei einer bestimmten Musik auf die Milchleistung reagieren. Wir konnten feststellen, daß die Kühe für Musik durchaus nicht unempfindlich sind und sich die Milchleistung bei bestimmten musikalischen Variationen steigerte. Ihr Mann, liebe Frau X, hat offenbar jeden Bezug zur Musik und zu den Glocken verloren. Sie sollten ihn sofort in psychotherapeutische Behandlung geben. Denn nach meiner Diagnostik handelt es sich um einen ziemlich hoffnungslosen Fall. Wenn die Kühe sogar auf die Musik reagieren, so liegt er in seiner musikalischen, seelischen Antenne zweifellos noch unter den Kühen.« In diesem Augenblick sprang der

Bauer, wie von der Tarantel gestochen, von seinem Lager auf und schrie: »Herr Pfarrer, ich weiß, was Sie wollen. Sie wollen Geld für die Glocken. Aber Sie haben sich geirrt. Mir gibt keiner was, aber von mir bekommt auch keiner was!«

In diesem Augenblick sprang auch ich auf und erwiderte: »Endlich werden Sie einmal aufrichtig, Sie elender Geizkragen! Was ist in Ihrem Leben denn echt? Sie haben einen der besten und schönsten Höfe hier im Ort und haben durch den Krieg nicht das geringste eingebüßt. Ihre Söhne sind wohlbehalten aus dem Felde heimgekommen. Ihre Scheunen und Viehbestände haben sich vergrößert und vermehrt. Haben Sie denn vergessen, daß Sie vor Gott nur Verwalter Ihrer anvertrauten Pfunde und nicht Besitzer sind? Und nun wagen Sie zu behaupten, daß Sie vom lebendigen Gott nichts empfangen und ihm deswegen auch nichts zu danken haben? Wenn ich in Zukunft an Ihrem Hofe vorbeikomme, werde ich mir überlegen, ob ich nicht beten soll, daß einmal der Blitz in Ihrem Hofe einschlägt oder daß Krankheit, Not und Tod in Ihr Haus einkehren, damit Sie einmal zur Besinnung kommen! Wer solchen Grad von Verstockung erreicht hat, wie Sie es offenbar haben, dem ist nur noch zu helfen, wenn Gott ihm die Selbsttäuschung hart zerbricht. Leute wie Sie finden scheinbar nur in ihrem eigenen Ende Gottes Anfang. Und nun behalten Sie getrost Ihren Dreck, ich will ihn nicht.«

Die Frau wollte sich ins Mittel legen, aber ich schlug die Türe zu. Im Dunkeln ging ich zu meinem Wagen, nicht ohne Erregung. Als ich ihn besteigen wollte, sah ich eine Taschenlampe aufleuchten. Der Bauer stand neben mir und faßte mich an. Er sagte: »Herr Pastor, nehmen Sie das zurück, was Sie eben gesagt haben!« Ich nahm seinen Arm und erwiderte: »Das kann ich nicht! Weil ich Ihr Seelsorger bin! Wenn ich Ihnen etwas anderes sage, verrate ich Ihre Seele. Weil ich Sie lieb habe, bin ich so hart.« Ich hörte ein Schlucken, und er steckte mir irgend

etwas in die Tasche. Als ich mit dem Auto etwas gefahren war und meine Gedanken sich etwas beruhigt hatten, faßte ich in die Tasche, um zu sehen, was er da hineingesteckt hatte. Ich war beschämt, denn es war der doppelte Betrag der vom Kirchenvorstand als Rahmensatz angegebenen Summe.

Ich habe den Bauern dann vor seinem Tode noch einige Male besucht. Merkwürdig, es hatte sich in diesem Menschen etwas verändert. Die Gespräche waren seelsorgerlich offen. Er hat mir nichts nachgetragen. Warum? Hatte er eine neue Mitte gefunden? Die Ewigkeit wird's zeigen. —

Das war die *eine* harte Nuß bei der Sammlung für die Glocken. Aber nun kommt die andere: Wenige Tage darnach besuchte ich den zweiten kritischen Hof. Beim Eintreten empfing mich der Großvater. Er führte mich in die gute Stube, und das Gespräch ging über alle möglichen Dinge. Auf allen Höfen in meiner Gemeinde wurde ich immer gern gesehen, wenn ich mich als Dekorationsstück einfand. Anders wurde es aber, wenn das Gespräch zum Seelsorgerlichen vordrang. Es erging mir dann oft wie einem Bäcker, der bei seinen Besuchen gerne Brötchen verkaufen möchte, und mit dem man sich über alle möglichen Dinge unterhält. Aber unter all den schönen Worten hört er doch immer die mehr oder weniger versteckte Antwort heraus: Kein Bedarf, ich brauche deine Brötchen nicht! Auch dieser Großvater schaute wie jener andere Bauer immer wieder nach meinem Ehrenbuch.

Als ich ihn dann nach seinem Sohn fragte, den ich einmal getraut hatte, sagte er, er sei leider auf Besuch und käme vor den späten Abendstunden nicht zurück. Ich mußte dies ja nun wohl oder übel zur Kenntnis nehmen. Aber dann ereignete sich etwas Unvorhergesehenes: Plötzlich machte der kleine Enkel die Türe auf und lief zum Großvater. Der Opa sagte in bäuerlicher Höflichkeit: »Das ist der Onkel Pastor, sag ihm doch einmal guten Tag!« Langsam kam der Kleine auf mich zu und

schaute mich groß an. Dann stotterte er heraus: »Du bist der Onkel Pastor. Papa hat eben in der Küche zu Mama gesagt, du wolltest Geld für die Glocke holen. Aber er hat gesagt, du kriegtest nichts.« Der Großvater sprang auf, gab dem Jungen eine schallende Ohrfeige und bemerkte dazu entrüstet, wie ein Bengel nur so schwindeln könne! Und dann sagte er: »Herr Pastor, ich muß doch mal sehen, ob die Jungen gerade eben nach Hause gekommen sind.« Der Kleine verließ weinend das Zimmer, und ich bin überzeugt, daß er die Schläge zu Unrecht bekommen hat. Denn wenige Minuten später betrat der junge Bauer mit außerordentlicher Höflichkeit und Freundlichkeit das Zimmer. Er sagte: »Herr Pastor! Sie kommen sicherlich wegen der Glocke. Es ist selbstverständlich, daß ich Ihnen den vorgeschlagenen Betrag mit Freuden gebe. Ich möchte noch eine Zulage machen. Wann ist eigentlich die Einweihung?«

Als ich von diesem Hofe abfuhr, konnte ich mich nicht enthalten, bei meinem guten Bürgermeister, der mir einen Mißerfolg prophezeit hatte, hineinzusehen. In seiner offenerzigen Freude begrüßte er mich und fragte schließlich nach meinem Anliegen. Ich sagte ihm etwas verschmitzt: »Ich bin gekommen, um zu kassieren. Es hat dem Herrn gefallen, daß Ihre Prognose falsch war. Er kann die Herzen der Menschen lenken wie Wasserbäche.« Er: »Wenn Sie es nicht sagten, würde ich es nicht glauben. Herr Pastor, wie war das möglich?« Und nun erzählte ich wahrheitsgetreu, was geschehen war. Darauf er: »Das ist ein Wunder vor meinen Augen und vom Herrn geschehen. Ich gebe mit Freuden den doppelten Betrag, wie ich es versprochen habe.«

Der geneigte Leser möge aus diesen beiden Geschichten ersehen, wie die konventionelle Lüge unserem Herzen so nahe liegt. Wie wird wohl Gott am Tage der Ewigkeit über uns urteilen? Der Apostel jedenfalls sagt: »Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, als daß sie treu erfunden werden.« –

Wer kann Sünden vergeben?

Diese Frage stellte die rabbinische Theologie mit erstaunlicher Eindeutigkeit, als Jesus einem Gichtbrüchigen die Vergabe der Sünden zusprach. Sie buchte dies Wort im Munde Jesu als Gotteslästerung (Mark. 2, 7). Hatte sie mit diesem Urteil Unrecht?

Nach dem alttestamentlichen Gesetz kannte man wohl eine Reinsprechung bei Aussätzigen, aber nicht eine Lossprechung von Sünden. Und nirgendwo in Israel war es in menschlicher Vollmacht möglich, die Sünden zu vergeben. Wann immer diese Lossprechung geschah, wie etwa bei der Berufung des Jesaja (Jes. 6) oder bei dem Hohenpriester Josua (Sach. 3), erfolgte sie durch einen Engel Gottes in Vorwegnahme der sündenvergebenden Kraft des Kreuzes Christi. Das Aufregende in dem Wort Jesu war somit, daß er mit diesem Wort die Vollmacht Gottes für sich in Anspruch nahm.

Die entscheidende Frage ist jetzt nur, ob man ihm das abnimmt. Jesus sagt in der angeführten Geschichte vom Gichtbrüchigen, als man ein Schauwunder erwartete: »Was ist leichter zu sagen: ›Dir sind deine Sünden vergeben‹ oder: ›Stehe auf und wandle?‹« Die Antwort dürfte für jeden, der Jesus die Ehre gibt, nicht schwierig sein. In seiner Vollmacht als Gottessohn war es für ihn in jedem Augenblick ein Leichtes, Kranke zu heilen, Tote aufzuwecken. Auch hätte er nach seinem Wort in göttlicher Vollmacht den Weg des Kreuzes vermeiden können. Die Testfrage in seinem Tod, seiner Auferstehung, wäre für uns dann nicht verbindlich gestellt worden. Aber nun ist sie für alle Ewigkeit entschieden. Diese Entscheidung für uns war für Jesus das Ja zu seinem Kreuz, das Durchleiden unserer Lebensfrage. Als er von Gott verlassen war, hatte er als Gottessohn seinen Anspruch preisgegeben, wurde er unsere Sünde, daß wir würden Gerechtigkeit Gottes.

Ferner ist in der Geschichte vom Gichtbrüchigen erstaunlich, daß Jesus die Vergebung einem Menschen zuspricht, der sie offenbar gar nicht mit dem Munde begehrt hat. Was ist dazu zu sagen? Nun, der Mund ist oft dazu da, die Gedanken zu verbergen. Wer viele Beichten hören muß, wird erstaunliche Dinge erleben, und er wird die Maskerade der Worte und Massenmedien in ihrer unheimlichen Verlogenheit oft durchschauen. Gott allein sieht das Herz an. Das ungesprochene Wort gilt bei ihm oft mehr als das gesprochene. Das allgemeine Sündenbekenntnis kann der Tod des wahren sein. Anders gesprochen: Bei dem Gichtbrüchigen und auch bei der Sünderin oder der blutflüssigen Frau war offenbar das Wagnis im Weg mehr, als das Wagnis im Wort. Wer wie der Gichtbrüchige durch die Decke zu Jesus kommt, hat in diesem Weg sich selber so gebeichtet, daß offenbar das Wort der Beichte nicht mehr nötig ist. Gott sieht das Herz an. Komm wie du bist, aber komm ganz und ehrlich. Überwinde nicht im Gefühl, aber im Willen alle Hindernisse bis zu jener Völligkeit, die alles auf eine Karte setzt. Das ist das Wagnis zum Leben. Deshalb konnte Jesus dem Gichtbrüchigen, ehe vielleicht die Bettstelle noch die Erde berührte, die Vergebung in Kraft seiner Gottessohnschaft und seines Ja zum Kreuz zusprechen. Das Heute der Gnade war in Kraft.

Vor Jahren erlebte ich bei einer Evangelisation mitten im Winter, daß ich aus dem Schlaf geweckt wurde. Vor der Haustür stand im hohen Schnee bleich und zitternd ein Mann. Er sagte mir: »Sie haben heute abend gepredigt, daß die Gnade in ihrer Vergebungskraft unerschöpflich sei, aber daß sie ihre Stunde habe. Das erste trifft für mich nicht zu; denn wenn Sie wüßten, wer ich bin, würden Sie das nicht mehr sagen können. Das zweite möchte ich glauben, aber ich kann nicht.« Ich schaute dem Mann im hohen Schnee auf die Füße und sah, daß er in völlig durchnässten Hausschuhen vor mir stand. Als ich nach der Länge des Weges fragte, erklärte er mir, daß er kilometer-

weit so gelaufen sei. Verlegen bemerkte er: »Mir ist gar nicht bewußt geworden, daß ich in Hausschuhen gekommen bin. Ich war in so verzweifelter Angst, daß alles in mir Frage war, die nach Antwort suchte. So bin ich heute nacht gekommen.« Jenem Mann durfte ich, wie ich meine, in Vollmacht des Kreuzes Christi die Hand auflegen und ihm sagen: »Auch dir sind deine Sünden vergeben.« Wer so kommt, ist bereits angenommen.

Es kann der Klang der Glocken,
der festliche Gesang,
zur Kirche keinen locken,
dem nicht das Herz schon schwankt.
Nie hat der Reiz der Farben
halb blindem Blick gefrommt,
im Paradies wird darben,
wer nicht bekränzt schon kommt.

Jener Mann glaubte dem Wort, das der Herr im Kreuz verbürgt hat, und zog fröhlich seine Straße. Er wurde ein begnadeter Zeuge. Der Gichtbrüchige nahm sein Bett und ging heim. Das setzte alle in Erstaunen. Aber das Erstaunlichste in der Person Jesu entdeckte man nicht, die Testfrage, die immer noch zur Debatte steht: »Wer ist der, der Sünden vergibt?« Mir ist immer einsichtig gewesen, daß man Jesus damals wie heute mit seinem Anspruch der Gottessohnschaft für wahnsinnig hält. Mir ist aber nie eine Mittelmäßigkeit im Denken einsichtig gewesen, die in der Person Jesu nur das sucht oder sieht, was man selber ist. Wer aus der Wahrheit ist, der hört seine Stimme und erfährt in der Stunde der Gnade, was Luther in der einzigartigen Kraft seiner Sprache so ausgedrückt hat: »Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.«

Der Damastballen

In der Zeit während und nach dem ersten Weltkrieg gab es unter anderem einen großen Rohstoffmangel, vor allem auch für Textilien. Weil für den Staat ein Interesse vorlag, daß unter anderem auch Flachs angebaut wurde, gab man entsprechend dem Ertragsvolumen besondere Prämien. Sie bestanden damals in Laken und andern Textilien, an denen sich jedes Frauenherz besonders erfreute. Auch auf meinem Elternhofe hatte man jahrelang Flachs angebaut, und eine Prämie war fällig, die bei der Firma Windel bei Bielefeld ausgeliefert wurde. Sachverständig hatten meine Mutter und meine Schwester sich dafür einen Damastballen ausgesucht. Ich wurde beauftragt, dies für den Haushalt wertvolle Stück von Bielefeld abzuholen. Gerne machte ich diese Fahrt, weil ich mich damit der harten Arbeit auf dem Acker für einen Tag entziehen konnte. Es war ein regnerischer Tag. Mit meines Vaters neuem Schirm bewaffnet ging ich zum Bahnhof nach Bünde. In Herford mußte ich nach Bielefeld umsteigen. Plötzlich gewahrte ich, daß ich meinen Schirm im Zuge vergessen hatte. Aufgeregt ging ich in Bielefeld auf den Mann mit der roten Mütze zu und sagte ihm, daß ich meinen neuen Schirm im Zuge nach Herford vergessen habe. Er gab die Antwort: »Dafür kann ich doch nichts.« Ich sagte: »Allerdings nicht, aber ich bitte um Rat, wie ich ihn wieder bekommen kann.« »Mit welchem Zuge sind Sie denn gefahren?« Er schaute im Fahrtenbuch nach und meinte. »Sie haben Glück, der Zug ist in Herford stehen geblieben. Telefonieren Sie an das Fundbüro und wenn Sie zurückfahren, holen Sie den Schirm ab. Er ist inzwischen sicher gefunden worden.« Also, ich telefonierte und fuhr mit der Straßenbahn nach Windelsbleiche. Endlich nach stundenlangem Warten bekam ich meinen Damastballen ausgeliefert. Schwer bepackt ging ich fröhlich zum Bahnhof. Wie würde man sich zu Hause über dieses Wertstück freuen!

Als ich in Bielefeld den Zug bestieg, traf ich im Wagenabteil einen Bekannten von der Landwirtschafts-Schule. Wie das so geht, erkundigte er sich nach meinem Woher und Wohin. Nun berichtete ich von dem Mißgeschick meines vergessenen Schirmes. Er nahm herzlich Anteil und erwiderte: »Ich steige in Herford aus und kann Dir gleich das Fundbüro zeigen, damit Du noch rechtzeitig den Zug nach Bünde erreichst.« Einige Minuten vergingen im angeregten Gespräch. Meine Gedanken waren nur bei meines Vaters Schirm, und so stiegen wir beide aus. – Diesmal leider ohne den Ballen. – Schleunigst führte mich mein Freund zum Fundbüro. Als ich nach dem vergessenen Schirm fragte, sagte der Beamte: »Wir haben den Zug nachgesehen, aber leider keinen Schirm gefunden.« In dem Augenblick kam die Götterdämmerung über mich. Ganz außer mir schrie ich: »Der Damast, der Damast.« Einige Beamte näherten sich mir vorsichtig, weil sie offenbar eine Funktionsstörung meines Gehirns vermuteten. Ich sagte: »Lassen Sie mich, ich bin normal und doch nicht normal. Jetzt habe ich einen Ballen Damast im Zuge liegen lassen, der viel wichtiger ist als der Schirm.« Als sie die Situation erkannten, brachen sie in ein schallendes Gelächter aus und meinten: »Sehen Sie: Der Zug von Bielefeld fährt gerade dort in Richtung nach Löhne ab.« Ohne Besinnung sprang ich über die Bahngleise, überstieg ein Drahtgitter und lief hinter dem anfahrenden Zug her. Es gelang mir, noch den Sprung auf den letzten Wagen zu machen. Aber vor Erregung war ich völlig benommen: Mein Damast, mein Damast! –

Ich durchlief einige Wagen des fahrenden Zuges, aber dann kam die 3. Klasse. Ich war natürlich »Vierter« gefahren. Das gab es damals noch. Nun stand ich auf dem letzten Trittbrett und meine Gedanken waren völlig durcheinander. Was war denn geschehen? Ich war auftragsgemäß nach Bielefeld gefahren, um den Damastschatz zu holen. Das Fahrgeld war bezahlt, der Schirm vom Vater war weg und nun, o Schreck, auch der

Damast! Was würde wohl zu Hause geschehen, wenn ich so heimkäme? Wie war solche Gedankenlosigkeit nur möglich? Während dieser Meditation rollte der Zug in Löhne ein. Er hielt noch nicht, da riß ich schon das erste Abteil des nächsten Wagens auf. Im Gepäcknetz lag nichts, was einem Ballen Damast ähnlich schien. Vielleicht hatte ich mehr Glück im zweiten Abteil. Aber auch dort war das Gepäcknetz leer. Die Erregung stieg. Wie, wenn der Zug nun abfuhr. Als ich das dritte Abteil öffnete, sah ich ein großes Paket, das meinem Ballen ähnlich war, im Gepäcknetz liegen. Ohne viel Worte riß ich es heraus, aber da sprang ein Herr gegenüber auf und brüllte mich an: »Sind Sie wahnsinnig geworden, mein Paket zu nehmen?« Ich war am Ende, ohne Worte schlug ich die Tür zu. In letzter Minute vor der Abfahrt öffnete ich das letzte Abteil und, o Wunder, das war ein Glück, denn hier lag mein Damast! Was bedeutete jetzt noch der verpaßte Zug! Und wie gegenstandslos war der Schirm! Mein seelisches Gleichgewicht war wieder hergestellt.

Als ich einen Zug später als geplant mit meinem Damast nach Hause kam, fragte mich niemand nach dem Schirm, alles drängte sich freudig um den Ballen Damast. Ich erzählte von dem großen Andrang bei der Abholung im Lieferwerk. Meine Mutter meinte, daß dann das Zuspätkommen ja verständlich sei – »und nun iß man ordentlich, daß Du Dich nach der Anstrengung stärkst«. Ich ließ ihre Worte mit einem schlechten Gewissen unbeantwortet im Raume stehen.

Nach einigen Tagen wollte mein Vater zu einer Beerdigung gehen. Weil es wiederum regnete, wurde der Schirm gesucht. Aber obwohl ich mich zunächst aus dem Staube machte, war bald der Indizienbeweis da, daß ich ihn zweifellos bei der vorgenannten Fahrt benutzt hatte. Als man mich rief, erzählte ich die ganze Wahrheit. Mit einem überlegenen Lächeln quittierte mein Vater die Geschichte und meinte: »Dir kann man ja über-

haupt nichts mehr sagen. Wenn man Dich losschickt, muß man froh sein, wenn der Kopf noch zurückkommt!«

Diese Geschichte hat in meinem Leben deshalb Bedeutung, weil mein Minderwertigkeitsgefühl wohl selten ein solches Tief erreicht hat wie in jenen Minuten auf der Plattform des Zuges. Ich habe in diesen Minuten wahrhaft mit dem Herzen gebetet: »Herr, gib mir den Damast wieder!« Und es geschah also. Es hätte natürlich auch anders sein können. Gott ist nicht die Erfüllung unserer Wunschträume. Aber in unserem Ende liegt ja immer sein Anfang verborgen, und gern erhört er auch ein kindliches Gebet. Im übrigen hat es mich späterhin immer wieder getröstet, daß auch ein Mann, den ich als Dichter immer besonders geliebt habe, Dostojewskij, gelegentlich von geradezu grotesker Vergeßlichkeit sein konnte. So wird von ihm berichtet, daß er eines Tages auf dem Polizeipräsidium einen Antrag ausfüllen mußte. Er sollte unter anderem den Geburtsnamen seiner Frau eintragen. Er zögerte und grübelte. Minute um Minute verging. Der Beamte schaute auf ihn. Schließlich sagte er: »Entschuldigen Sie, ich muß erst nach Hause gehen und meine Frau fragen, unter welchem Namen sie geboren ist.« Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll dann am dünnen werden!

Erntesegen

Mit einem gewissen abwertenden Lächeln fragte mich neulich ein Jünger des neuen Geistes: »Wenn zwei Maurer das gleiche Haus bauen, der eine nach Ihrer Meinung gläubig und der andere nach Ihrer Meinung ungläubig ist und beide die gleichen Kubikmeter mauern, gibt es da einen Unterschied im Mauerwerk?« Er dachte wohl, jetzt sei ich am Ende mit meinem Latein,

aber ich habe ihm geantwortet: »Jawohl, da ist ein Unterschied. Sie können ihn allerdings nicht mit den Augen sehen. Der Unterschied liegt nicht in der Arbeit an sich, sondern in der Gesinnung, in der ich sie tue. Die Arbeit an sich wird nach dem äußeren Erfolg bewertet, die Arbeit, die im Blick auf Gott getan wird, bucht er als Frucht für sich!« Christen leben nicht im Erfolgsdenken, sondern im Ausschauen nach der Frucht. Ihre Hoffnung ist nicht auf eine innerweltliche Erfüllung sondern auf die große Gewißheit gerichtet: »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen!« Ist unsere Hoffnung rein innerweltlich ausgerichtet, so ist sie im Blick auf die Ewigkeit sinnlos. Schon der Bauer von Thekoa, der Prophet Amos, hat das klar erkannt, was der Psalm in die Worte kleidet: »Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen.«

Worum geht es also? Es geht um den Segen. Das haben unsere Alten gewußt, wenn sie über die Giebel ihrer Häuser schrieben: »An Gottes Segen ist alles gelegen.« Das war die Weisheit Salomos: »Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.« Als ich in der Sixtinischen Kapelle in Rom stand, mußte ich auf die segnenden Hände Gottes schauen, die Michelangelo als erstes malte, als er sein größtes Werk begann. Ob wir die segnenden Hände Gottes noch sehen?

Wenn unsere Bauern den Segen der Erde einbringen, dann ist das immer eine fröhliche Sache. Wie oft habe ich in jungen Jahren vom Morgen bis zum Abend eine Fuhre nach der anderen mit dem Erntesegen beladen! Und wie freute man sich, wenn die Scheunen kaum den Segen bergen konnten! Aber auch die Scheunen Gottes warten auf den Segen der Erde: »Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.« Im Hinblick auf die Erntekrone der Ewigkeit sind wir gefragt, ob unser Leben fruchtbar wurde.

Kannst du mit Freuden einmal kommen und Garben bringen?
Oder war dein Leben – fromm oder unfromm – nur personifizierte Selbstsucht?

Mir ist unvergeßlich, wie ich einmal mit meinem Vater kurz nach dem ersten Weltkrieg an einem Weizenschlag vorbeiging und wir uns bei der Gelbreife fragten, ob der Schnitt schon getan werden könne. Noch sehe ich, wie die Sonne wie verklärt den Weizen bestrahlte. Mir lachte das Herz vor Freude. Wieviel Ertrag würde dieser Schlag wohl einbringen? Aber plötzlich wurde das Gesicht meines Vaters todernst. Er murmelte nur: »Was ist denn das?« Er riß eine Ähre ab und drückte sie. Alles war schwarzer Staub. Alles war Brandweizen. Der ganze Schlag lohnte nicht die Arbeit. Was war passiert? Das Beizmittel für die Saat war nicht in Ordnung gewesen. Nun fragte ich meinen Vater: »Woran hast du das gesehen?« Er zeigte auf einen anderen Schlag, auf dem die Ernte des Nachbarn stand, und meinte: »Siehst du keinen Unterschied?« Jetzt wurde auch mir der Unterschied klar. Die Ähren, in denen nur schwarzer Staub war, richteten sich selbstbewußt empor. Kerzengerade standen sie. Anders die Ähren auf dem Nachbarschlag. Sie ließen den Kopf hängen und trugen Frucht. Wird es nicht am Tage der Ewigkeit auch so sein, wenn die Saat der Weltgeschichte, wie die Offenbarung es ausspricht, geschnitten wird? Wir werden nicht ein Gramm mehr Frucht haben, als der Herr es uns schenkt, als was wir in seiner Nachfolge und im Blick auf sein Kreuz erreichen: Genau, wie er gesagt hat: »Es sei denn, daß das Weizenkorn ersterbe, so bringt es keine Frucht. Wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.« –

Es ist nicht wichtig, was wir in unserem Leben fertigbringen und erreichen. Was gelten Titel und Würden am Tage der Ewigkeit? »Die Letzten werden die Ersten sein.« Es wird eine ungeheure Umrangierung stattfinden. In der letzten Rede sagt der Herr: »Was ihr getan habt einem der Geringsten unter

meinen Brüdern, das habt ihr mir getan. Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.« –

Laßt uns bei der Einteilung unseres Tagewerkes Jesus mit einbauen! Laßt uns in der Kraft der Nachfolge Jesus gemäß leben und Jesus gemäß sterben! Zahle dein kurzes, enteilendes Leben auf die Wechselbank Gottes ein! Du wirst dann erstaunt sein, was der Herr durch dich tut. Bezzel sagt einmal: »Wer nur Licht sein möchte vom Lichte Jesu, wer nur Salz werden möchte für Jesus, dem wird es der Herr auch gelingen lassen. Nicht wir bekehren, der Herr bekehrt durch uns.« Es geht um Erntesegen, und an Gottes Segen ist alles gelegen.

Geschenkte Freiheit

Eine harte Bindung meines Lebens war das Rauchen. Wer in der Bündler Gegend geboren ist, bekommt eigentlich die Zigarre schon in die Wiege gelegt. Kein Wunder, daß ich mit der Schulentlassung dem Rauchen verfiel. Auch als ich an den Herrn Jesus zum Glauben kam und mein Leben eine neue sinnhafte Mitte fand, hatte ich damit das Rauchen nicht überwunden. Wenn ich Ärger hatte, griff ich zur Zigarre. Wenn das Wetter schlecht war, genauso. Wenn ich für meine Predigt Anregung suchte, ging das nicht ohne blauen Dampf. Die Zigarre wurde mehr und mehr der Bezugspunkt meiner ganzen Arbeit. Auch in meiner pfarramtlichen Tätigkeit hatte ich das Rauchen noch lange nicht verloren. Nicht immer hatte ich dabei ein gutes Gewissen; aber wie leicht kann man Entschuldigungen finden. Dazu kam eine Anfechtung. Wenn ich etwa Besuche in meiner Heimat machte, so wußten alle meine Freunde, die Zigarrenfabrikanten waren, daß sie mir die größte Freude

machten, wenn sie mir eine Kiste schenkten. Bald hatte es sich in der Gemeinde herumgesprochen: Wenn der Pastor zu Besuch kommt, muß man Zigarren haben. Die Absicht war zweifellos gut. Aber die leidenschaftliche Bindung wurde immer härter.

Eines Tages predigte ich auf einem Missionsfest. Nach mir sprach ein anderer Pastor. Als das Missionsfest beendet war und ich meine Zigarre qualmte, sagte er mit Bedauern, daß meine Predigt für ihn durch mein Rauchen viel verloren hätte. Nun sagte ich, er möge mir beweisen, daß Rauchen Sünde sei. Seine Antwort war: ob ich mir vorstellen könne, daß der Herr Jesus geraucht habe. Spontan sagte ich: »Unmöglich!« Er erwiderte: »Na also.« Weil er sich gerade auf sein schweres Motorrad setzen wollte, fragte ich zurück, ob er sich vorstellen könne, daß der Herr Jesus mit 180 Stundenkilometer auf einem Motorrad fahren würde. Er schwieg einen Augenblick. Mit ganzem Ernst habe ich ihn dann gebeten: »Sie haben zweifellos recht. Ich liege in einer leidenschaftlichen Bindung. Ich möchte es nicht wahr haben, und es ist doch wahr. Aber Sie können mir nicht dadurch helfen, daß Sie mich beweiskräftig von meiner Sünde überführen, sondern dadurch, daß Sie mir, ohne pharisäische Hintergedanken, helfen, aus dem Sog herauszukommen. Darf ich Sie bitten zu beten, daß der Herr Jesus mir den Geschmack nimmt?«

Auch meine Frau hat mich oft ermahnt: »Laß das Rauchen sein. Du machst Deine Verkündigung durch das viele Rauchen unglaubwürdig.« Ich habe mich dann an den Riemen gerissen. Ein oder zwei Tage habe ich es wirklich gelassen. Aber dann kam das Verlangen um so stärker. Ich konnte wie ein Kind ohne den Lutscher nicht leben. Wie schwach kann man auch als gläubiger Christ sein. Wenn ich je und dann einige Tage nicht geraucht hatte, traf ich den Arzt auf der Straße. Er rauchte noch stärker als ich und meinte, ich sähe nicht besonders gut aus. Ich erzählte ihm, daß meine Frau mich vom Rauchen ab-

bringen wolle. Nun holte er aus der Tasche ein Gutachten einer medizinischen Fakultät, in dem führende Ärzte die Überzeugung vertraten, daß Rauchen gut für die Verdauung und den Kreislauf sei. Sogleich nahm ich den Arzt mit zu meiner Frau. Als ich nun Schützenhilfe hatte, machte ich ihr mit Überzeugung klar, welche furchtbaren Folgen das Nichtrauchen für meine Gesundheit haben könne.

Schwieriger war es im letzten Kriege. In keinem Laden konnte man noch Zigarren auftreiben. Da sagte mir der Küster eines Tages, als ich sehr elend aussah und er nach dem Grunde fragte: »Herr Pastor, es gibt etwas viel Schöneres als rauchen. Sie müssen das Priemen anfangen.« Er überredete mich, bis ich tatsächlich den Versuch machte. Als der Priemen mir zu bitter erschien, gab er mir genaue Anweisung, hinter welchen Eckzähnen ich den Priemen haben müsse und verhiess mir, daß der bittere Geschmack sich bald wandeln würde.

In dem Augenblick kam ein Bauer aus einem Außendorf. Er wollte seine Ahnentafel haben. Viele Bauern redeten damals nicht von der arischen Abstammung, sondern sagten: »Herr Pastor, ich möchte meine arabische Abstammung haben.« Nun gingen wir beide in mein Arbeitszimmer, und ich suchte die Ahnenkette durch. Unter meinen Amtsvorgängern war aber vor 100 Jahren ein Mann, der offenbar mit oder ohne Absicht bei Todesursachen merkwürdig beurkundete. Wenn er einen Bauern nicht leiden konnte, schrieb er als Todesursache »Faulheit«. So war es auch in diesem Falle. Während ich nun fragte, ob er wünsche, daß ich als Todesursache die Faulheit eintrüge oder lieber die Spalte überginge, hatte sich der Priemen in meinem Munde verschoben und ehe ich mich versah, war er verschluckt. Mit männlicher Energie versuchte ich, das Würgegefühl zu überwinden. Der Bauer bemerkte den Angstschweiß auf meiner Stirn. So verschwand ich schleunigst, weil ich nicht den Mut hatte, die Wahrheit zu sagen.

Ja, das Rauchen war meine Leidenschaft. Das allerbedenklichste aber war, daß ich für diese Leidenschaft auch immer eine Entschuldigung fand. Mit der lutherischen Freiheit eines Christenmenschen kann man vieles begründen.

Aber nun zu der Frage, wie ich frei geworden bin. Wir hatten in unserem Pfarrhaus eine Haustochter, die ihren Dienst treu und brav tat. Oft hatte ich sie zu Erweckungsversammlungen mitgenommen. Und zweifellos war sie selber auch vom Worte angesprochen. Aber den Schritt über die Linie hatte sie wohl nicht gefunden. Als ich am letzten Tag beim Abschied ihr das mit Bedauern unterschob, schaute sie mich etwas merkwürdig an, so daß ich fragte, warum sie die Entscheidung für Jesus nicht gefunden habe. Sie schaute mich wieder merkwürdig an und schwieg. Nun fühlte ich mich selber gestellt. So fragte ich, ob sie an meinem Leben und Wandel irgendwie Anstoß genommen habe. Nun kam der Keulenschlag, der mir unvergeßlich ist. Ich will ihre Antwort genauso wiedergeben, wie sie war. Sie sagte: »Herr Pastor, ich habe zu niemandem in der Welt ein solches Vertrauen wie zu Ihnen. Ich weiß, daß Sie den Herrn Jesus so lieben, daß Sie für ihn sterben würden. Wenn ich je und dann sah, daß nach einem Vortragsabend viele junge Menschen zu Ihnen in die Seelsorge kamen, mochte ich am Abend nicht mehr zu Ihnen kommen, sondern schob die Aussprache bis zum folgenden Morgen auf. Aber am andern Morgen waren Sie vielleicht gerade nicht gut gelaunt, und sagten zu mir: »Hol mir doch erst einige Zigarren.« Wenn ich dann auf dem Wege zum Kaufmann war, dachte ich: Gestern abend war es bei dem Pfarrer der Herr Jesus, heute morgen ist es die Zigarre. Und ich bin nicht gekommen.«

In diesem Augenblick hatte Gott mich gestellt. Durch mein Rauchen hatte ich einen Menschen von der Entscheidung abgehalten. Ich habe in Gegenwart des Mädchens ein Bußgebet gesucht. Sie ist daraufhin zu Jesus gekommen.

Es sind nun dreißig Jahre her, daß ich nicht mehr geraucht habe. Es gibt Leute, die behaupten, die Verkündigung sei von diesem Augenblick an anders geworden. Die Kaufmannsfrau im Orte hatte oft gesagt: »Alles kann ich glauben, nur daß der Pastor nicht mehr raucht, halte ich für unmöglich.« Und das Wunder geschah. Auch diese Frau hat mir gesagt, daß für sie von diesem Augenblick an meine Botschaft erst erweckende Kraft bekommen habe.

Meine Frage ist: Hat Gott dich an der schwächsten Stelle? Wenn nicht, dann laß los, was dich bindet.

Jesu Liebe kann erretten,
Seine Hand ist stark und treu.
Er nur macht dein Leben neu.

Das Ärgernis

Wenn wir die Evangelien richtig lesen, so erkennen wir, daß Gott in Jesus nicht unverbindlich zu uns redet, sondern so, daß Himmel und Hölle sich an ihm entscheiden. Wer Jesus begegnet, steht in der Krisis seines Lebens, damals wie heute. Oder ist das nicht die Krisis, wenn Jesus sagt: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.« (Joh. 6, 47) Dieser Anruf Gottes in der Existenzmitte wurde selbst für die Jünger ein Ärgernis. »Da Jesus merkte, daß seine Jünger darüber murrten, sprach er zu ihnen: ›Ärgert euch das? Wie, wenn ihr sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war?‹« (Joh. 6, 60–61) Was ist hier das Ärgernis? Die Person Jesu selber. Seine Gott-Menschlichkeit. Die Einmaligkeit seines Anspruches: »Wer mich sieht, der sieht den Vater!« Selbst die Jünger nahmen daran Ärgernis, solange sie noch nicht bekehrt waren.

Und das Ärgernis wurde noch größer, als Jesus deutlich zu machen versuchte, daß ohne sein Kreuz und seine Auferstehung der Tunnel unseres Lebens keinen Ausgang hat. »Von dem an gingen viele seiner Jünger hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm. Da sprach Jesus zu den Zwölfen: ›Wollt ihr auch weggehen?‹« (Joh. 6, 66–67)

Als Jesus verhaftet und gekreuzigt wurde, haben sich alle Jünger an Jesus geärgert (Matth. 26, 31). Sie haben das Ärgernis erst im Zerbruch ihrer eigenen Vorbehalte in der persönlichen Begegnung mit dem Auferstandenen so überwunden, daß gerade dies Ärgernis ihnen nun zur Gewißheit der Kinderschaft und der ewigkeitlichen Geborgenheit wurde. Wenn so das Ärgernis in unserem Leben nicht Ausdruck einer verstokkenden Gleichgültigkeit ist, so wird das Wort Jesu für uns zu einer bleibenden Mahnung: »Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert« (Matth. 11, 6).

Zweifellos war Jesus immer zuerst für die letzte Reihe da. Er war immer bei den Gestrandeten. Er war immer bei denen, die bei ihm keine Allotria suchten, in deren Leben er zum Halleluja Gottes wurde. Bei all unseren kirchlichen Veranstaltungen geht es nicht um einen Jahrmarkt religiöser Meinungen, sondern um das Zeugnis vom Gekreuzigten und Auferstandenen. Und zwar in einer Vollmacht, wie sie nur der Heilige Geist schenken kann, so, daß man Jesus gegenwärtig als seinen Heiland ergreift. Da, wo für den Verstand das Ärgernis in Buße und Bekehrung am größten ist, ist uns die Gewißheit der Erlösung am herrlichsten:

Ich weiß es, ich weiß es, ich werd es behalten,
so wahr Gottes Hände das Reich noch verwalten,
so wahr seine Sonne am Himmel dort prangt,
so wahr hab ich Sünder Vergebung erlangt.

Als Jesus in das Ärgernis hineinging, als er bei seiner ersten Predigt in Nazareth das Bürgerrecht verlor und man ihn steinigen wollte, war der Text ein Wort aus Jesaja: »Der Geist des Herrn ist über mir, darum, daß mich der Herr gesalbt hat, er hat mich gesandt, den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, daß ihnen geöffnet werde, zu verkündigen ein gnädiges Jahr des Herrn und einen Tag der Rache unseres Herrn, zu trösten alle Traurigen« (Jes. 61, 1–2). Als Jesus diese Verse verlesen hatte, war ohne Kommentar die Antwort in seiner Person selber. Er sagte nur: »Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren.« Wo immer dieses »Heute« in Vollmacht verkündigt wird, wird das Wort Anstoß zu einer ewigen Bewegung.

Gottessohn oder Menschensohn?

»Wes Sohn ist er?« – Diese Frage, die Jesus den Theologen seiner Zeit vorlegte: »Was dünket euch um Christus, wes Sohn ist er?«, wurde von den Fachgelehrten beantwortet: Der Sohn Davids. Jesus hat diese Antwort in seinem Selbstverständnis zweifellos abgelehnt. Er ist der Gottes- und Mariensohn und damit zugleich die Testfrage Gottes für jeden, der Menschenantlitz trägt.

Vor einiger Zeit sagte mir ein gelehrter Mann: »Sie können doch nicht bestreiten, daß nach dem Evangelium sich Jesus eigentlich immer als den Menschensohn bezeichnet hat. Mit welchem Recht macht man ihn dann zum Gottessohn?« Dazu ist zu sagen, daß Jesus zweifellos für sich das Prädikat Menschensohn oft in Anspruch genommen hat. Er hat diesen Ausdruck, der zum erstenmal beim Propheten Daniel vorkommt, bewußt auf sich angewandt. Wer den Propheten Daniel kennt,

weiß, daß nach seiner Schau alle Reiche dieser Welt hin zum Reich des Menschensohnes in Bewegung sind. Die menschliche Sehnsuchthoffnung findet in diesem Reich ihre letzte Klärung und Erfüllung. Sie steht damit im Gegensatz zu der Utopie eines antichristlichen Zukunftsstaates. Jesus ist die Grenzfrage des Menschentums. Er wurde in seiner Gottverlassenheit ihre Urnot, aber auch ihre Überwindung. Es gibt deshalb keine bessere Übersetzung für das Wort Menschensohn, als sie Jesaja gefunden: »Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft liegt auf seiner Schulter. Er heißt wunderbarer Rat, Kraft-Held, Vater der Ewigkeit, Friedefürst« (Jes. 9, 5). Eben weil er der Menschensohn war, konnte er sagen: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!«

Nun gibt es Leute, die den Ausdruck »Gottessohn« einer Deutung unterziehen, die Jesus etwa in die Linie der römischen Cäsaren stellt, die sich auch als Gottessöhne verehren und anbeten ließen. Aber hier ist offensichtlich der Wunsch der Vater des Gedankens. Man will unter allen Umständen die Person Jesu so in den Griff bekommen, wie es Nikodemus versuchte: »Meister, *wir* wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott kommen.« Die Antwort Jesu war: »Ihr müßt von oben her geboren werden.« Man kann Jesus nicht in den Griff bekommen mit einer Wissenschaft, die Gott im Eigenen sucht. Es steht nicht zur Debatte, was *wir* über Jesus denken, sondern was Gott in Jesus über *uns* denkt.

Wer die Kirchengeschichte kennt, weiß, daß um das Jahr 300 die Frage der Gottessohnschaft Jesu die Kirche in eine gefährliche Grenzsituation brachte, die sie ohne das Wirken des Heiligen Geistes bestimmt nicht überstanden hätte. Der Kampf zwischen Arius, der die Gottessohnschaft Jesu leugnete, und Athanasius, der sie nach dem Konzil in Nicäa mit seinem Märtyrertod bezeugte, bezeichnet eine Lage, die unserer sehr ähnlich ist.

Vor kurzem hat ausgerechnet ein jüdischer Theologe in klassischer Form die deutsche Theologie darauf aufmerksam gemacht, daß man mit der Frage des Jesus von Nazareth nicht so billig fertig werden könne, wie manche es täten, die ihn als Sohn unter Söhnen erklären und einordnen wollen. Jedes israelische Kind wisse, daß nach dem mosaischen Gesetz kein jüdisches Synedrium Jesus von Nazareth jemals wegen Gotteslästerung zum Kreuzestod hätte verurteilen können, wenn er vor Kaiphas beschworen hätte, daß er, wie wir alle, Sohn unter Söhnen sei. Der Schwur Jesu war eindeutig, und darum zerriß der Hohepriester seine Kleider, weil der Eid klipp und klar bezeugte, daß er sich wußte als der Sohn des Hochgelobten, des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, des Gottes vom Horeb und Sinai. »Wer mich siehet, siehet den Vater«, sagte Jesus. Wenn es Jesus um sein irdisches Leben gegangen wäre, wäre es Wahnsinn gewesen, einen solchen Schwur, wie er ihn vor Kaiphas zweifellos abgelegt hat, zu leisten. Wir danken ihm diesen Eid, der in seinem Kreuz und seiner Auferstehung die Vertrauensfrage Gottes für uns alle wurde.

Kierkegaard sagt einmal sehr treffend, daß, wenn Jesus nur einem einzigen Verlorenen gesagt hätte: »Dir sind deine Sünden vergeben«, dann hätte er das nur tun können in der Vollmacht eines Gottessohnes, der in seiner Person die Gott-Menschlichkeit einmalig und unwiederholbar deutete und erfüllte. Wenn man die Evangelien liest, muß auffallen, daß die Zöllner und Sünder in Sekundenschnelle begriffen haben, daß Jesus der Sohn des lebendigen Gottes ist. Auf die Theorie, daß Jesus Sohn unter Söhnen sei, kam damals wie heute nur der unerlöste Intellekt, aber niemals das unerlöste Herz. Je tiefer einer hinabsteigt in die Keller der verlorenen Welt, um so weniger braucht er den Beweis für das Fallgesetz der Hölle mit dem Verstand zu erbringen. Wer tief im Schacht sitzt, sucht am helllichten Tage den Stern lebendiger Hoffnung. Wer in den

Wellen ertrinkt, fragt nicht, ob die Hand, die ihn rettet, weiß, schwarz oder braun ist. Erst wenn das Denken von der ganzen Existenz und seiner Angst bestimmt ist, fragt man: »Wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?« oder reformatorisch: »Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?« Wenn weithin heute in der Kirche diese Frage an Gewicht verloren hat, so liegt das daran, daß die Gottesbotschaft ihre sinngebende Mitte verloren hat. Wer die Dämonologie streicht, wer seine eigenen Gedanken wichtiger nimmt als den Erlösungsgedanken Gottes in Jesus Christus, der wird nie die Erfüllung der Sinnfrage seiner menschlichen Existenz in Jesus finden.

Jesus ist nur für Sünder gekommen, und Luther sagt mit Recht, nicht für gemalte, sondern für echte. Jesus spricht damals wie heute immer nur die Leute an, die um das Fallgesetz von Römer 7 und die Gefahr der gelebten Lüge wissen: »Wir sind fleischlich unter die Sünde verkauft.« Die Frage des Jesus von Nazareth ist deshalb nicht eine Frage, die in den Denksilos dieser Welt entschieden wurde, sondern die Vertrauensfrage Gottes an alles Menschentum überhaupt. Keine andere Frage steht so erstrangig zur Debatte wie die: »Was dünket dich um Christus?« Keine andere Frage ist so wichtig wie die, ob du dein Leben im Geheimnis unvergebener Sünde und Schuld beschließt oder im Triumph von Römer 8: »Ich danke Gott durch Jesum Christum.« Verheißung hat allein eine Not, die zum Wagnis wird, in der persönlichen Beichte unter dem Kreuz Christi das Geheimnis eigener Schuld und Sünde so zu vertauschen, daß es zur Entdeckung des Wunders aller Wunder führt: »Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.« – Niemand möge glauben – und wenn es so wäre, hätte die Gemeinde Jesu ihren Lohn dahin – daß dies Bekenntnis für uns Arroganz oder billiger Anspruch ist.

Nein, das ist es ganz gewiß nicht. Die Gottessohnschaft Jesu kann nur wie bei Maria im Staunen, in Anbetung, in dem

Zeugnis bekannt werden: »Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen . . . Die Hungrigen füllt er mit Gütern und läßt die Reichen leer.« Diese Güter sind Unterpfund und Wechsel, wir dürfen sie nicht vergraben. Die Kirche wird nur soweit leben, soweit sie in missionarischer Bewegung ist. Die Gottessohnschaft Jesu wird letztlich nur im missionarischen und aufopferndem Zeugnis bezeugt.

Heimweh

Es kommt nicht darauf an, daß man vieles liest; aber besonders in der Jugend ist es wichtig, daß man das Beste liest. Es sind im Grunde nur wenige Bücher, die mich beeindruckt haben, denn die schöpferische Kraft ist in der Literatur etwas Seltenes. Was die Romane anbelangt, so ist für mich immer entscheidend, ob sie wie bei einem Gemälde aus einer echten dichterischen Vision heraus gestaltet wurden und auch die Kraft haben, in uns eine Vision zu wecken. Zu diesen guten Romanen zähle ich: »Und ewig singen die Wälder.« Da wird man einfach mit hineingenommen in das Tagewerk eines Bauern, der über den Tag hinaus lebt, schafft und denkt. In einer Zeit, in der man die bewegenden Kräfte von Volkstum und Heimat weithin vergißt, ist eine Rückbesinnung auf diese Werte notwendig. Jedenfalls bin ich ein Kind meiner Heimat gewesen und werde es auch bleiben. Natürlich weiß jedermann, daß wir auch Heimatträume immer nur träumen. Gleichwohl hat die Heimat und der Gedanke an sie für mich auf immer die Kraft einer Frühlingswiese.

Während meiner Studienzeit in Österreich habe ich am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, Heimweh zu haben. Ich wohnte bei einer guten alten Wirtin, die mich im wahrsten Sinne des Worts bemutterte. Aber merkwürdig: nach einigen

Wochen verlor der Knödel an Geschmack, und auch der Apfelstrudel wollte nicht mehr munden. Meine Wirtin gab sich die größte Mühe, mit Kartoffeln und andern norddeutschen Gerichten meinen Geschmack anzuregen. Aber alle ihre Kochkunst versagte, und ich wurde immer weniger. Schließlich blieb nur noch der Weg zum Arzt. Er hörte meine Erklärung, machte allerlei Untersuchungen, klopfte schließlich die Arme und die Beine ab und sagte dann sachverständig, es würden wahrscheinlich die Nerven sein. Er gab mir ein Mittel, und ich habe es eine Weile angewandt; aber an meinem Zustand änderte sich nichts. Schließlich war ich nur noch ein Strich im Gelände.

In dieser Lage gab mir ein Studienfreund einen guten Rat. Er sagte: »Du solltest zu dem berühmten Hofrat X in die Uniklinik gehen. Er stellt gegenwärtig die besten Diagnosen.« Gesagt, getan: Eines morgens stand ich Schlange vor seinem Sprechzimmer. Als ich endlich Einlaß bekam, stand ich einem Manne mit schlohweißem Haar und Bart gegenüber, dessen väterliche Art sofort Vertrauen in mir weckte. Als ich »Grüß Gott« sagte und ihm die Hand reichte, hielt er sie freundlich fest und meinte: »Sie sind kein Österreicher.« Ich sagte: »Nein, Herr Rat, ich bin ein Ravensberger Bauernsohn und studiere hier.« Darauf er: »Erzählen Sie von Ihrer Heimat!« Ich berichtete von dem Elternhof, von Vater und Mutter, von der sagenumwobenen Heimat, erzählte von Widukind und Teut. Lächelnd hörte er zu, nickte nur. Mit Recht deutete ich dies Nicken als Aufforderung, immer weiterzuerzählen. Schließlich wußte er um meine halbe Verwandtschaft und Bekanntschaft.

Da fiel mir ein, wer alles noch vor dem Sprechzimmer stand. So sagte ich abrupt und ohne Überleitung: »Herr Rat, ich habe keinen Appetit.« Kurz berichtete ich von meinen bisherigen Versuchen, wieder mit dem Magen auf guten Fuß zu kommen und machte Miene, meine Kleider für die Untersuchung abzu-

legen. Gutmütig wehrte er ab und erklärte, eine Untersuchung sei nicht mehr nötig; er wisse bereits, was mir fehle. Ich war erstaunt. War der Mann hellsichtig? »Sie wissen, was mir fehlt?« Er nickte. Ich fragte ihn, ob die Krankheit gefährlich sei. Mit etwas verschmitztem Lächeln meinte er, man könne auch daran sterben. Diese Antwort schockierte mich. Die Gegenfrage kam impulsiv: »Herr Rat, gibt es da ein Mittel?« Gütig nickte er und sagte leise »Gott sei Dank!« »Darf ich die Diagnose wissen?« Nun nahm er mich väterlich in den Arm und meinte: »Sie haben halt Heimweh.« Im Augenblick wußte ich nicht, was ich denken sollte. Diese Diagnose erschien mir für einen Mann zunächst unwirklich, weil ich dachte, Heimweh könne man nur im Kindesalter haben. So erwiderte ich: »Herr Rat, das müßte ich doch wissen.« Die Antwort, die dann kam, werde ich nie vergessen. »Das braucht man nicht zu wissen.« Als ich ihn fragte, was ich denn tun sollte, sagte er nur: »Den Koffer packen und nach Hause fahren!« »Mitten im Semester?« Er nickte: »Mitten im Semester!« »Gibt es keine andere Möglichkeit?« »Nein, wer so von seiner Heimat spricht wie Sie, der hat sich mit seiner Krankheit verraten!« –

Nach dieser Diagnose habe ich noch einige Tage versucht, einen Ausweg zu finden. Aber es nützte alles nichts. Da fuhr ich mit dem D-Zug nach Hause. Als der Zug Passau passierte, schlief ich. In Hannover jedoch war ich hellwach und wunderte mich, daß der Zug so langsam fuhr. An der Porta Westfalika hatte ich schon den Koffer in der Hand. Der Zug hielt noch nicht in Bünde, da eilte ich schon dem Ausgang zu. Aber o Schreck: In Österreich konnte man damals ohne Kontrolle den Bahnhof verlassen. Hier aber saß nun der Mann im Kasten und verlangte die Fahrkarte. Lange suchte ich sie verzweifelt und fand sie nicht. Schließlich waren alle Fahrgäste durch die Sperre gegangen. Der Mann im Kasten sah meine Erregung und rief mir zu: »Da drüben im Raum können Sie nachlösen!«

Auch ich musterte den Beamten im Kasten und dachte: »Auf alle Fälle bin ich schneller als du.«

So setzte ich alles auf eine Karte und erklärte: »Lieber Mann, hören Sie, der berühmteste Arzt von Österreich hat bei mir die gefährlichste Krankheit, die es gibt, festgestellt. Ich muß sofort nach Hause, sonst kann ich nicht mehr leben. Die Karte bekommen Sie morgen. Ich habe nämlich Heimweh!« Mit einem Satz war ich durch die Sperre. Was kümmerte mich sein Schimpfen? Am andern Tage habe ich ihm die Karte gebracht.

Wie auf Flügeln getragen, eilte ich dem Hofe entgegen. Im Dorf läuteten gerade die Glocken. Da sah ich, wie mein alter Vater die Kühe dem Hofe zutrieb. Mit einigen Sätzen war ich bei ihm und hatte ihn im Arm. Erstaunt drehte er sich mir zu und sagte freudig erregt: »Junge, bist Du es? Ach wie gut, daß Du da bist! Aber Du siehst schlecht aus. Wie kommt das?« Ich erwiderte: »Ach Vater, die Wiener Küche taugt nicht für uns. Die Frauen können dort nicht nach unserer Weise kochen. Was Mutter auf den Tisch bringt, schmeckt ganz anders.« Er lachte und meinte: »Wie wird sich die Mutter freuen, daß Du da bist.« Nun wollte ich ihm helfen, die Kühe zusammenzutreiben. Aber er ließ sie laufen und ging mit mir auf den Hof. In diesem Augenblick öffnete sich die Hoftüre, und meine gute alte Mutter kam wie ein Segelflieger mir um den Hals geflogen. Noch höre ich, wie sie sagte: »Junge, bist Du's wirklich?« »Wie gut, daß Du da bist.« »Aber wie schlecht siehst Du aus? Bist Du beim Arzt gewesen, und was hat er gesagt?« Ich stammelte: »Mutter, ich mag das gar nicht sagen, aber er meinte, ich hätte Heimweh.« Darauf die Mutter: »Das ist ein guter Arzt, so wird es sein.«

Kaum war ich in unserer Stube, da wurde auch schon für mich der Tisch gedeckt. Ein halber Schinken wurde vom Boden geholt und fast ein Dutzend Spiegeleier brieten in der Pfanne.

Es wäre mir in Wien unmöglich gewesen, auch nur einen Bruchteil von diesen Leckerbissen herunter zu würgen. Und nun? Brot aus der Heimat schmeckt eben ganz anders. Als ich das sechste oder siebente Spiegelei verzehrte und mit einem scheinbar unendlichen Appetit am Schinken weiter herunter schnitt, schlug die Mutter nur immer wieder die Hände zusammen. »Wie ist sowas nur möglich, der Junge wird überhaupt nicht mehr satt! Er ist ja ganz verhungert!«

Mich erinnert diese Geschichte immer an die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Wie hat ihm das Brot aus der Heimat anders geschmeckt als die Treber bei den Schweinen, die er nicht einmal bekommen hatte! Wie hat er es erfahren, daß im Grunde nur das Brot aus der Heimat richtig satt macht! Gilt das nicht auch im übertragenen Sinn? Gilt es nicht auch für das geistliche Leben?

Ich kenne einen, der gesagt hat: »Ich bin das Brot des Lebens.« Ob du es jeden Tag ißt? Ob du deine Bibel noch liest? Ob du die Stimme des guten Hirten noch hörst? –

Vor einiger Zeit war ich in einer Erweckungsversammlung junger Christen in Afrika. Unvergeßlich ist mir, wie ein Bantu-Mädchen bezeugte: In unserem Stamme bin ich die erste Christin. Um Gottes Wort zu hören und zu erkennen, habe ich in der Bibelstunde das Lesen gelernt. Jeden Morgen lese ich nun mit meiner Mutter, die noch Heidin ist, Gottes Wort. Ich lese die Bibel so lange, bis ich die Stimme meines Herrn mit dem Herzen gehört habe. Dann lese ich weiter, bis auch meine Mutter die Stimme gehört hat. Hernach gehe ich an die Tagesarbeit. Es dauert dann allerdings nicht lange, dann klopft der Feind an meine Herzenstür. Ich denke: »Das würde Dir wohl gefallen, Satan, wenn ich jetzt selbst zur Herzenstür ginge. Nein, ich bitte den Herrn Jesus hinzugehen; und wenn der kommt, ist die Versuchung überwunden.« Wie beschämt war ich selbst über die Weisheit dieses Mädchens!

Und nun das andere: Jung-Stilling sagt einmal: »Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen.« Ob sie wirklich alle nach Hause kommen? Alle, die Heimweh haben und es womöglich selbst nicht wissen? Es sind alle, die ihre sportlichen Hobbys in den alles beherrschenden Vordergrund rücken, es sind die, die das Geld auf der Straße liegen sehen und ununterbrochen unterwegs sind, um es einzuscheffeln. Es sind alle, die in goldenen Käfigen wohnen und von denen der Prophet Amos sagt, daß sie in ihren Lüsten und Leidenschaften die Erfüllung suchen und doch nicht finden: »Siehe, es kommt die Zeit – spricht der Herr –, da will ich einen Hunger in das Land schicken. Nicht einen Hunger nach Brot und Durst nach Wasser, sondern einen Hunger nach dem Wort des Herrn. Sie werden laufen von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen und das Wort des Herrn suchen und doch nicht finden.« Über all diesen, in der Welt verlorenen und im Grunde ihres Herzens zutiefst Heimwehkranken breiten sich vom Kreuz Christi Hände aus, die immer noch beten: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.« Gehörst du auch zu diesen Heimwehkranken?

Sie sagen: Sich Jesus ergeben,
bedeutet der Freude Tod.

Wir sagen: Das heißt erst Leben
und raubt den Nagel der Not!

Sie sagen: Sich Jesus ergeben,
macht unfrei, entnervt und erschlaft.

Wir sagen: Zu ihm sich erheben,
verleiht zum Siegen erst Kraft!

Sie sagen: Mög' Christus verschwinden!

Sie lieben nur sich und den Schein.

Wir wollen die Wahrheit und finden
sie nur in Christus allein!

Schadenfreude

Es gibt Augenblicke in unserem Leben, die wir offenbar, auch wenn wir ein gewisses Maß an Bildung und Anstand besitzen, nicht ohne Schadenfreude überstehen. So bedauerlich solche Zufälle auch sein mögen, sie zeigen uns die Begrenzung unserer Wert- und Normenethik. Einige Begebenheiten aus dem eigenen Leben sind mir dafür Beweis.

In einem überfüllten Zug fuhr ich einmal vor vielen Jahren nach Hannover. Wie die Heringe waren wir zusammengedrängt. Alle Plätze im Wagen waren belegt. Neben mir saß auf einem Eckplatz ein Mann, der döste. Langsam fing er an, im Schlafen zu fahren. Ich beobachtete, wie eine handfeste Bückeburgerin, offenbar eine Bauersfrau, die schon lange gestanden hatte, nach einem kantig aufgestellten Koffer in der Ecke des Abteils Ausschau hielt. In deutlich erkennbarer Absicht drängte sie sich auf diese Kofferecke zu. Trotz des Gedränges hatte sie bald ihr Ziel erreicht. Was ich vermutete, geschah. Langsam ließ sie sich mit ihrem vollen Gewicht auf diesen Koffer nieder. Eine Weile ging es gut, aber dann sah ich, wie er wie eine Ziehharmonika zusammenging. Und mehr als das, ich sah, wie unter dem weiträumigen Kleid der Bäuerin alles im gelben Eierdotter schwamm. Als sie den Schaden entdeckte, verschwand sie spontan und ward nicht mehr gesehen. Ich gestehe, daß ich mich vor Lachen kaum halten konnte. Aber zu meinem Erstaunen meldete sich kein Besitzer für diesen Koffer. Mit einem Male erwachte mein Nebenmann aus seinen Träumen und fragte: »Wo sind wir denn?« Ich sagte ihm: »Gleich in Hannover.« Ich weiß nicht, ob er die Antwort noch gehört hat; denn urplötzlich war er von seinem Koffer fixiert. Der Ausdruck seines Gesichtes war unübersetzbar. Seine Eier schwammen im Wagen und vor seinen Augen. Wie besessen sprang er auf: »Welches Luder hat das getan?« Ich erzählte ihm

von der Frau, die aber entschwunden sei. Er hat sie zwar gesucht, aber offenbar nicht mehr erreicht.

Mit Beschämung denke ich an meine Schadenfreude. Man sagt zwar, daß es die reinste sei. Vielleicht die ungeheucheltste. Aber die reinste gewiß nicht. Jedenfalls hat sie mit Mitleid, geschweige denn mit Mitleiden nichts zu tun. Und eigentlich sollten wir uns doch darin üben. Oder?

Gott, wer bist du?

Diese Frage steht zweifellos in allen Religionen obenan. Unendlich viel ist darüber philosophiert worden. Als Paulus nach Athen kam, gab ihm diese Frage das Thema zu seiner Predigt. Er fand irgendwo einen Altar, auf dem stand: »Dem unbekanntem Gott.« Millionenfach gibt es diese Altäre. Sie stehen eigentlich in jedem Menschenherzen, das um Wahrheit ringt und Antwort sucht. Es bewegt mich oft, wie Menschen diese Frage nach Gott zu beantworten suchen und sie mit den Mitteln des Verstandes, mit ihren Ideologien zu lösen meinen. Aber auch da, wo das Denken aufhört, gibt es noch verzweifelte Versuche, die Frage nach Gott zu klären. In letzter Zeit bin ich wiederholt auf die gefährlichen Breiten des Jogakultes gestoßen. Ich habe Menschen kennengelernt, die nicht Befreiung, sondern tiefe Schädigungen im Seelenleben davontrugen. Selbsterfassung ist nicht Gotteserfassung.

Gott, wer bist du? – »Wer Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen, doch will er treu sich allezeit mit uns verbünden.« Als einmal Mose bat: »Herr, laß mich dein Angesicht sehen!«, bekam er die Antwort: »Wenn du mich sehen würdest, müßtest du des Todes sterben.« Das meint auch die Bibel, wenn sie sagt: »Gott ist ein verzehrend Feuer.« Er hat Augen

wie Feuerflammen. Augen, die Herzen und Nieren prüfen. Paulus bezeugt im 1. Timotheusbrief: »Gott wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann«; und der Prophet sagt: »Gott wohnt in einem undurchdringlichen Dunkel.« Im Grunde sind beide Aussagen gleich. Denn wenn ich in das grellste Licht blicke, werden meine Augen dunkel. Es ist eine der Thesen Karl Barth's, die sicherlich richtig ist: »Gott ist und bleibt für uns Menschen der ganz andere.« Er ist unserem Zugriff immer entzogen. Ganz anders aber ist es, wo ein Mensch mit seiner Lebensfrage zu Christus aufbricht. In ihm kommt uns dieser ferne Gott unendlich nahe. In ihm öffnet sich das Buch mit den sieben Siegeln. Aber warum können wir Gott nicht von uns aus begegnen? Nun, weil die unheimliche Mauer von Sünde und Schuld da ist. Als der junge Jesaja eine Begegnung mit Gott hatte und die Heiligkeit Gottes erschaute, schrie er auf: »Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen!« Die Nähe Gottes enthüllt nicht nur unsere Kreatürlichkeit, sondern entlarvt uns zugleich als Sünder.

Wenn heute so wenige Menschen um ihre Sünde wissen, ist das ein Zeichen für die geistliche Blindheit und die Hochgradigkeit unserer Selbsttäuschung. Der Mensch, der seine Sünde nicht sieht, ist in großer Gefahr, von Gott dahingegeben zu werden und unter das Gericht zu kommen. Er träumt sich in einen Eigenhimmel, der im Grunde die Hölle ist.

Ach, was ist das für eine herrliche Sache, man entdeckt sie bei jeder Erweckung neu, daß Gott uns durch sein Wort selbst zu Sündern macht! In der Entdeckung: »Ich bin ein sündiger Mensch!« liegt der Anstoß zu einer ewigen Bewegung. Spurgeon sagt deshalb: »Wer weiß, daß er ein Sünder ist, ist schon deshalb gerettet.« Warum? Weil nur der Heilige Geist im Wort ihm seine Sünde im Gewissen aufdecken kann. Nur, wo Gott uns begegnet, führt Gewissensnot zu Buße und Bekehrung.

Nur da wird die Frage beantwortet: »Wie werde ich meine Vergangenheit los?« Als Jesaja, getroffen von der Erkenntnis seiner Sünde, Gott anrief, wurden seine Lippen mit einer Kohle vom Altar berührt. Er hörte die Stimme: »Siehe, hiermit ist deine Missetat von dir genommen.« Dies Erlebnis weist in die Zukunft und findet seine tiefste Erfüllung an dem Altar, den Gott nach dem Zeugnis des Hebräerbriefes ein für allemal auf Golgatha aufgerichtet hat. Er ist das Wunder, das alles Denken übersteigt. Auch hier im Krelinger Werk erleben wir es jeden Tag, daß man Gott nicht im Grübeln und in dialektischen Auseinandersetzungen erfährt, sondern allein in Buße und Bekehrung.

Wer seine Ehre unterm Kreuz begräbt, empfängt die Ehre Gottes in Jesus Christus wieder. Als Jesaja durch die Vergebung seiner Sünden zu dieser neu geschenkten Ehre befreit wurde, war er in einer neu geschenkten Existenz. Nun sagte er nicht mehr: »Weh' mir, ich vergehe!« Sondern auf die Frage: »Wen soll ich senden, wer will mein Bote sein?« gab er die Antwort: »Hier bin ich, sende mich!« Niemand wird erweckt zum ewigen Leben, der nicht mit seiner Sünde und Schuld durch den Tod Christi gegangen ist. Wer dem Auferstandenen mit unvergebener Sünde und Schuld in die Augen schaut, wird wie Paulus vor Damaskus blind und fällt in seiner Kreatürlichkeit vor dem heiligen Gott wie ein Toter nieder.

In der Seelsorge sehe ich es nicht gern, wenn Menschen nach Sünden suchen. Ich kann aber nur den zu Jesus führen, den der Heilige Geist im Wort überführt hat, daß er ein Sünder ist. Wo dies geschieht, offenbart sich das Geheimnis der Gottessohnschaft Jesu in dem Ruf »Jesu, erbarme dich!« oft unwahrscheinlich schnell. Christus kann – wenn die Stunde da ist – in einer Sekunde die Heilsgewißheit geben. Das Wissen um Gott wird nun ein geschenktes Wissen. Es befreit uns von uns selbst. Unsere gelebte Lüge wird in der Existenz unter dem Kreuz gelebtes

Geheimnis mit Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. In diesem Geheimnis eines Lebens mit Christus liegt die große Überzeugungskraft. Hier sind wir alle gefragt. Nur welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

Vom guten Hirten

Das schöne Bild

Wohl kaum ein Bild kommt in der Bibel so oft vor wie das vom guten Hirten. An der Wand unserer Bauernstube sehe ich noch das Gemälde vor mir, wie der Hirte mit dem Glorionschein des Christus und den Schafen durch die Auen zieht. So ähnlich ist es auch hier oft in der Lüneburger Heide. Wenn ich einen Hirten mit seiner Herde sehe, muß ich daran denken. Das Bild vom guten Hirten ist ein Bild des Friedens und der Geborgenheit. So habe ich es jedenfalls in Erinnerung. Und doch ist dieses Bild nicht wirklichkeitsecht. Bei meinen Afrika-besuchen war ich oft auf den Farmen zu Gast geladen, die bis 80 000 ha Land besaßen. Mir wurde berichtet, wie man oft nachts wach sein muß, weil wilde Tiere die Herden überfallen. Also mit dem Frieden stimmt es hier nicht so ohne weiteres.

Auch in der heiligen Nacht werden die Hirten wohl nicht wach gewesen sein, weil sie nicht schlafen konnten, sondern deshalb, weil den Schafen immer wilde Tiere drohten. Ist es nicht in der geistlichen Welt auch so? Jesus sagt im Johannes-evangelium: »Ich bin der gute Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen. Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Der Mietling aber, des die Schafe nicht eigen sind, flieht. Und der Wolf zerstreut und erhascht die Schafe.«

Der blutige Ernst

Die Testfrage für den guten Hirten ist also, wie er sich in der Gefahr bewährt. Jesus sagt: »Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe.« Er ist nicht e i n guter Hirte, sondern d e r gute Hirte. Der Absolutheitsanspruch des Christentums beruht also auf etwas anderem als auf den Ideen eines Religionsstifters. Bei Christus kann nichts von seiner Person getrennt werden. Er ist das entscheidende Wort Gottes für die Welt, die Lebensfrage für alle Menschen schlechthin. Alle Reden Jesu finden ihre letzte Deutung in seiner Erlösungstat als Gottes- und Mariensohn.

In jungen Jahren hat es mir nie etwas ausgemacht, wenn auf den Elternhof an einem bestimmten Morgen der Schlachter kam und ein Tier geschlachtet wurde. Ich wüßte nicht, daß ich davon sonderlich ergriffen worden wäre. Nur ein einziges Mal war ich außer Fassung, weil ein Junges geschlachtet wurde. Ich erinnere mich, wie der alte Schäfer Westerfeld das Junge von den Schafen unseres Hofes auf die Schlachtbank legte. Es wurde nicht gebunden. Es schaute seinen Hirten in völligem Vertrauen an. Dann wurde die Wolle ohne Widerstand am Halse weggeschnitten. Und jetzt nahm der Hirte das Messer und schnitt dem Lamm die Kehle durch. In dieser Minute verdrehte es die Augen und schaute den Hirten an, als wollte es ihn fragen: »Warum tust du mir das an?« Dies Jugenderlebnis ist mir in seiner schreckensvollen Bildhaftigkeit immer eine Hilfe für die Deutung des Gotteswortes gewesen: »Er tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird; und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer.«

Die Vertrauensfrage

Der gute Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Im Grunde hat er die Verantwortung. Er hat die Führung, und denen die ihm folgen, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Ob wir uns dieser

Führung willig und mit ganzem Vertrauen überlassen? Ob wir zu seinem Willen immer ja sagen? Auch wenn unsere Wünsche sich nicht erfüllen? Wenn ich mich recht erinnere, war ich etwa zwölf Jahre alt, als mein Vater mich eines Sonntagmorgens beauftragte, unsere Kühe auf jungem Klee zu weiden. Die Eltern wollten zur Kirche, und ich nahm mit Freuden diesen Auftrag an. Der Vater ermahnte mich, ich solle gut acht geben, daß die Kühe nicht zuviel Klee fräßen, denn durch die Blähungen, die durch die Gärung entsteht, könne der Magen platzen. Er sagte: »Gib acht, daß die Höhle in der Lende nicht zur Rundung wird, denn dann ist Gefahr im Verzuge.« Gesagt, getan, ich holte mir einige Freunde, und wir rückten im Kuhgalopp zum Kleeacker.

Als die Kühe den Klee sahen, tat keine Beaufsichtigung mehr not. Sie hatten nach meiner Meinung sicherlich die gute Weide gefunden. Aber neben dem Klee-Acker war ein Kartoffelfeld, das gerade abgeerntet war. Was lag näher, als daß wir das trockene Kartoffelkraut sammelten, ein Feuer machten und uns Kartoffeln brieten. Bei diesem Geschäft vergaß ich völlig die Kühe. Als wir die gebratenen Kartoffeln aßen, kamen mir die Kühe wieder in Erinnerung. Sie konnten sich nicht genug tun an der herrlichen Weide, aber o Schreck: Sie waren rund wie eine Tonne. Augenblicklich trieben wir sie in den Stall. Als wir kaum dort waren, legte sich die beste Kuh nieder und war tot. Als die nächste auch verenden wollte, jagte ich ihr, wie ich es einmal bei einem Nachbarn gesehen, ein Messer in den Magen. Sie wurde dadurch gerettet. Als mein Vater von den Lobgesängen in der Kirche heimkam, hatte dieser Vormittag für mich einen andern liturgischen Abschluß, und ich meine auch mit vollem Recht. Freilich, wenn man die Kühe gefragt hätte: »Hattet ihr einen guten Hirten?«, so hätten sie zweifellos, falls sie hätten reden können, geantwortet: »Wir hatten den besten Hirten der Welt.« Sie konnten nicht wissen, daß sie mit ihrer

tierischen Gier auf einer vermeintlich guten Weide sich den Tod anfraßen. Aber ich als Hirte, der für ihr Leben die Verantwortung trug, hätte wissen müssen, daß das, was ihnen höchste Lebenslust zu bringen schien, in Wahrheit den Tod brachte. Weil sie mir vertrauten, mußten sie sterben. So ist das ganze Verhältnis Hirte – Herde im Grunde eine Vertrauensfrage.

Und wie steht's mit unserer Nachfolge?

Die Frage der Nachfolge ist für uns als Herde Christi immer leicht und schwer zugleich. Leicht ist sie deswegen, weil durch das Vertrauen der Herde zum Hirten die Frage der Nachfolge ein für allemal gelöst ist. Weil ich dem guten Hirten vertraue, kann ich sagen: »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!« Wer sich bedingungslos seinem Willen und seiner Führung unterstellt, kann ohne Sorge sein. Schwer wird es mit der Nachfolge immer nur dann, wenn man den eignen Weg für richtiger hält als den Weg des Hirten. Darum machen wir uns alle Not in der Nachfolge im Grunde immer selber. –

Mir ist unvergeßlich, wie ich als junger Pastor am Heiligen Abend in Dortmund-Schüren zu einer Sterbenden gerufen wurde. In einer elenden Barackenwohnung lag eine bleiche Frau in ihren letzten Zügen. Der Mann stand resigniert und vielleicht auch verbittert schweigend in einer Ecke. Sechs unmündige Kinder standen weinend am Sterbebett der Mutter. Auf dem Nachttisch flackerte ein kleines Licht. Als ich der Sterbenden den 23. Psalm vorlas: »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln«, richtete sie sich mit letzter Kraft auf und sagte mit leuchtenden Augen: »Herr Pastor, als ich jung war, habe ich gedacht, wenn man ein großes Vermögen hat, wenn man eine glückliche Ehe führt, wenn man gesund und munter ist, dann könnte man sagen: ›Mir wird nichts mangeln.‹ Aber nun liege ich hier im Sterben. Herr Pastor, ich bin unendlich reich, denn es ist wahr geworden, was bei meiner

Konfirmation gesungen wurde: »Jesus funkelt mir im Herzen, wie ein güldnes Sternelein, er vertreibt mir Angst und Schmerzen, er ist mein und ich bin sein. Drum ergreif ich ihn mit Freuden, wenn ich soll von hinnen scheiden. Er ist meines Lebens Licht, meinen Jesum laß ich nicht.« Und dann fuhr sie fort: »Ich habe Sie gerufen, weil heute am Heiligen Abend auch für mich der Himmel offen ist. Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.« –

In der Bedrängnis des kommenden Endes werden sich der Gemeinde Jesu viele falsche Hirten anbieten. Wie schwer ist es heute schon, die Stimmen der wahren Hirten von den falschen zu unterscheiden. »Hütet Euch vor den falschen Propheten«, sagt der Herr, »die in Schafskleidern zu Euch kommen. Aber inwendig sind sie reißende Wölfe«. Nicht der körperliche Mord ist der schlimmste, der Seelenmord ist viel schlimmer, denn er führt oft zu einem unwiderruflichen Ende. Die modernistische Theologie ist dafür ein Beweis. Johannes sagt: »Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns. Denn, wenn sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben.«

Es wäre manchmal für die Kirche zum Verzweifeln, wenn wir uns nicht für alle Lagen beim guten Hirten selber rückversichert wüßten. Er spricht: »Ich will mich meiner Herde selbst annehmen.« Drum wagen wir's und laden ihn ungescheut herbei. Die Allmacht seiner Gnaden macht uns den Mut ganz frei!

Herr, mein Hirt,
Brunn aller Freuden,
du bist mein, ich bin dein,
niemand kann uns scheiden.

Du bist mein, weil du dein Leben
und dein Blut mir zugut
in den Tod gegeben.

Ich bin dein, weil ich dich fasse
und dich nicht, o mein Licht,
aus dem Herzen lasse.

Laß, o laß mich hingelangen,
da du mich und ich dich
ewig werd umfängen!

Die Einladung

Immer, wenn gewisse Vertreter von Versicherungen mich besuchen, gehe ich in Igelstellung. Einige Male habe ich mich so überreden lassen, daß ich Buße zahlen mußte. Als ich noch verlobt war, besuchte mich einmal ein Versicherungsvertreter, bei dem ich früher schon einen Lebensversicherungsvertrag abgeschlossen hatte. Er appellierte so mit philosophischer Beredsamkeit an meine Verantwortung, daß ich schließlich selber überzeugt war, schon vor meiner Heirat ein Kind zu versichern, das uns in der Ehe nach dem Willen Gottes nie geschenkt wurde. Immer habe ich mich geärgert, wenn ich für ein Kind bezahlen mußte, das nicht da war.

Als ich einmal die Police auf meinem Schreibtisch hatte liegen lassen und eine Frau zufällig den Versicherungsschein las, hat mich das, wie sie später einmal gestand, in einen schlimmen Verdacht gebracht.

Wenn jetzt bestimmte Vertreter zu mir kommen, biete ich ihnen oft ein gutes Essen an, aber ich bitte sie, mich mit ihrer Werbeaktion zu verschonen. Nur einmal habe ich eine Ausnahme gemacht.

Es kam, wie man mir sagte, zum 28. Mal ein Zeuge Jehovas und wollte mich zu dieser Lehre bekehren. Für diesen Mann

habe ich mir Zeit genommen, weil ich seine Energie und Ausdauer bewundert habe, und ich mir selber etwas von diesem Frontalan erbitten möchte. Ach, daß wir von den Kindern dieser Welt und auch von Sektierern, die für ihre Interessen einladen, etwas lernen würden! Ach, daß uns die Leidenschaft und Unmittelbarkeit einer Werbung für die Hochzeitstafel der Ewigkeit geschenkt würde! Bist du ein Brautwerber Gottes?

Auf dem letzten Blatt der Bibel steht das Wort: »Der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wen da dürstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst.«

Wenn ich zu Evangelisationen fahre, wird mir oft gesagt: »Wir haben so und so viel tausend Einladungen verteilt«, und man ist erstaunt, wenn nachher der Erfolg gleich null ist. Wer nimmt denn noch Reklamepapier ernst?

Wenn ich morgens meine Post bekomme, wandern alle Reklamesachen fast ausnahmslos in den Papierkorb. Wer kann denn das alles lesen und verkraften?

Die Einladung muß mit einer persönlichen Begegnung verbunden sein. Christen sind Brautgemeinde Gottes. Die Einladung muß deshalb bräutlich sein und den Schmelz einer Freundschaft haben, den nur der hat, der den Hochzeitstag vor sich sieht. Die Einladung darf ferner keine Grammophonplatte sein. Sie muß durch den Heiligen Geist durch uns so übersetzt werden, daß sie für den andern dadurch verbindlich wird, daß er merkt, wir handeln im höheren Auftrag.

Ferner sollten wir unsere Perlen nicht vor die Säue werfen. Mir ist oft in bestimmten philosophischen und theologischen Kreisen der Hals zugeschnürt. Wie habe ich auf manchen Pfarrkonferenzen oft das abwertende Lächeln und die reservierte Kühle fast beleidigend empfunden. Es wird mir heute noch am schwersten, auf Theologenkonferenzen zu sprechen, weil dort oft eine Satttheit herrscht, die nichts mehr braucht, weil man

meint, alles zu haben. Dürstenden kann man nur geben, wenn man selber hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Wenn bestimmte fromme Leute hören können, ist das oft ein Wunder. Sie haben oft keinen Durst, weil sie aus dem eigenen Brunnen trinken. »Wen da dürstet, der komme!«

Weiter richtet sich die Einladung Gottes an den Willen. Wer glauben will, kann glauben, wenn er nicht besessen ist. Gib dem Herrn Jesus deinen Willen, und die Einladung Gottes bekommt die Verbindlichkeit, die Paulus meint: »Sein Geist gibt Zeugnis deinem Geist, daß du Gottes Kind bist.«

Bezzel sagt: »Der Wille ist das einzige, was wir noch seit dem verlorenen Paradies behalten haben.« Wie heißt es doch von den Geladenen: »Sie wollten nicht kommen.« So wurde die Gelegenheit zum Himmel verpaßt, und die Türe ward verschlossen. Sie wollten nicht kommen, weil sie Gott nicht ernstnahmen.

Nimm Gott so ernst, wie er dich im Kreuz Christi ernstgenommen hat.

Keine Einladung ist so wichtig wie die, an der deine Seligkeit und die Erfüllung deines Lebens hängt. Die Einladung ist heute und jetzt. Wer sie auch nur eine Minute aufschiebt, kann eine Ewigkeit verlieren.

Darum: Rein ab der Welt und Christus an, dann ist die Sach für dich getan.

»Wie werden wir entfliehen, wenn wir eine solche Seligkeit nicht achten?«

Holzschuhgeklapper

Wenn in meinen jungen Jahren auf dem Elternhof die Talwiesen gemäht wurden, dann geschah dies beim ersten Hahenschrei. Man konnte am besten die Sense führen, wenn das Gras noch taufrisch war. So wurden mein Bruder und ich dazu wieder einmal am frühen Morgen durch das Klingeln des Weckers geweckt. Wir lagen so gemütlich im Bett wie der Mops im Stroh. Ein Griff zum Wecker, und der Ruhestörer war abgedreht, und wir schliefen weiter. Nach einiger Zeit weckte uns das Dienstmädchen mit der Ermahnung, daß der Heuerling schon am Mähen sei. Aber was kümmerte uns das? Wir waren ja Söhne im Haus. – Da hörten wir mit einemmal den Schritt der Mutter. Wir ahnten, was es geschlagen hatte. Was taten wir? Weil vor dem Bett die Holzschuhe standen, bückte einer sich heraus und klapperte mit ihnen, als ob wir aufgestanden wären.

Wie oft muß ich daran denken, wenn bei einer Evangelisation Menschen in innere Unruhe und Bewegung kommen! Ist das nun »Holzschuhgeklapper«, oder hat das Alarmzeichen Gottes Menschen wirklich so aufgeweckt und endgültig aufgestöbert, daß sie die Sperre von Schuld und Sünde durchbrechen und Jesus als Heiland finden und annehmen? Wenn man mit den Holzschuhen klappert, tut man so, als ob man aufgestanden sei. In Wirklichkeit liegt man aber noch im Schlaf. Deshalb ruft die Bibel: »Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten! Dann wird dich Christus erleuchten!« Sicherlich hat es in deinem Leben schon allerhand Signale Gottes gegeben. Hast du sie überfahren, oder bist du aufgestanden? Nach einer durchhurten und durchzechten Nacht traf den jungen Augustinus im Garten in Mailand das Wort der Advents-epistel wie Blitz und Donnerschlag: »Die Nacht ist vergangen, der Tag nahe herbeigekommen. Darum laßt uns aufstehen vom

Schlaf, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, sondern zieht an den Herrn Jesus!« Dieses Gotteswort wurde schöpferisch und bewirkte ein neues Leben.

Gibt es einen stärkeren Alarmruf als das Kreuz Jesu Christi? Von wie vielen unserer Gemeinden gilt das Wort des Apostels: »Ein gut Teil schlafen!« – Sie ersticken im Komfort und verhungern doch bei vollen Scheunen. Das bißchen kirchliche Tradition, das sie noch haben, ist der raffinierteste Betrug der Hölle. Es bilde sich doch keiner ein, daß die Gnade uns so billig in den Himmel schaukelt. Wem die Gnade so wenig wert ist, daß er mit ihr spielt, der verliert sie.

Wir nähern uns mit unheimlicher Beschleunigung der Grenze, von der die Offenbarung spricht: »Wer böse ist, der sei fernerhin böse!« Was heißt das anders, als daß die Nacht kommt, in der man nicht mehr kann? Das ist doch der furchtbarste Betrug, wenn die Sirenen des Zeitgeistes, die Massenmedien und eine falsche Theologie und Philosophie uns so einschläfern, daß wir die Sinnfrage unseres Lebens erst stellen, wenn es zu spät ist. Zum Aufstehen aus dem Schlaf gehört eine Willensbewegung, die die Bibel mit Bekehrung umschreibt. Wer die breite Straße so breit macht, daß er alles, was dem Fleisch lieb ist, mit einbaut, versäumt seine Gnade. Wer nicht liebgewordene Wasserkrüge an der brackigen Zisterne stehen läßt und in Jesus so das Leben findet, daß er sich darüber selbst vergißt, wird nie wach und noch viel weniger Weckuhr Gottes werden. –

Wieviel muß ich Christus wert sein, daß er sein Leben für mich gab! Wie verloren muß ich sein, daß er es geben mußte, um mich retten zu können! Wem die Gnade nicht mehr gilt, als daß er mit ihr spielt, wer das Alarmzeichen des Kreuzes überfährt, der übt Verrat an seiner Seele. Bezzel sagt: »Wir sind nicht deshalb gegen eine Theologie, die den Zeitgeist anbetet, weil uns der Kampf Freude macht, nicht deshalb bleiben

wir bei der Botschaft, weil das simple Leute wären; nein nur deshalb, weil Seelen durch unsere Schuld verloren gehen, wenn wir nicht durch Christus selber Alarmglocke Gottes sind.« Gottes Volk merkt heute überall, daß die Zeichen des Endes sichtbarer werden. Wer sie nicht sieht, ist blind. Wer die Signale überfährt, tut das auf eigene Gefahr. Es ist deshalb richtig, daß wir uns mitten im Abfall – z. B. in Konferenzen und auf Tagungen – Brennpunkte des Glaubenszeugnisses schenken lassen. Es ist unser Gebet und Wunsch, daß Krelingen auch solch ein Brennpunkt Gottes werde, in dem der Name Jesus als errettende Kraft durch den Heiligen Geist im Wort verklärt wird. Ich bin immer wieder bewegt, wie gerade in dieser Zeit eine Jugend erweckt wird, die den Betrug des Sex satt hat, die den Sireningesängen des Feindes nicht mehr lauscht und die vergifteten Lustbonbons der Hölle wegwirft. Was ist das für eine Freude, wenn ich hin und her im Lande sehen darf, wie sich Pfarrer mit ihren Bauern im gemeinsamen Gebet morgens in der Kirche zusammen finden; wie in Hausbibelkreisen, Kurzbibelschulen, Seminaren usw. eine Frühlingswiese Gottes aufgeht für das Morgen, die hoffen läßt. Mitten im Endgefälle haben wir wach zu sein. Erweckliche Strukturen sollten sich nicht der Welt anpassen, sondern die Welt überwinden. Der Feind weiß, daß er wenig Zeit hat, sagt die Bibel. Seine Uhr läuft ab.

Als den Herrn Jesus die Volksmassen umdrängten und alles nach Erweckung aussah, so daß er in ein Schiff treten mußte, um den Massen zu predigen, war er hellichtig genug, daß er die fromme Massensuggestion erkannte. Sein Ohr hörte durch alle Begeisterung hindurch das »Holzschuhgeklapper« (Matth. 13). In diesem Augenblick sagte er das Gleichnis vom Sämann, rief er vom Erfolg zur Frucht. Nur ein Viertel von dem Saatgut Gottes wird nach seiner Diagnose fruchtbar. Ach, daß der Feind uns nicht durch listigen Betrug das Wort nähme! Ach,

daß wir alle Wurzelboden hätten und nicht in unserer Kirche versteppen und versanden! Ach, daß uns die Wogen dieser Welt, die Wollust und der Reichtum nicht so betören möchten, daß wir am Tage der Ewigkeit taube Ähren sind!

Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!

Vierfach ist das Ackerfeld, Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Die billige Gnade

Das Wort von der billigen Gnade stammt in seiner besonderen Bedeutung von Dietrich Bonhoeffer. Es ist mir immer wieder in der Seelsorge nachgegangen. Die Gnade ist nicht so billig, daß sie nicht auch uns das Leben kostet. Ein Mann, dessen Predigt mich in jungen Jahren mit erweckte, war unter anderen der Missionsinspektor Henrichs. Ich erinnere mich an eine Predigt, in der er von einem Bauern berichtet, der mit seinem Kahn über den Bodensee fuhr. Er geriet in einen Sturm. In dem bedrängenden Ungewitter war er mit seinem Sohn, der mit im Boot saß, in Lebensgefahr. In der Sturmnot gelobte er betend Gott, daß er ihm den halben Hof für die Arbeit in seinem Reich geben wolle, wenn er gut am andern Ufer ankäme. Als der Sturm sich etwas gelegt hatte, fragte sein Sohn: »Vater ist das wirklich dein Ernst, daß du mir den halben Hof nehmen willst, um ihn Gott zu geben?« Der Vater schwieg eine Weile, und als der Sturm sich völlig gelegt hatte, gab er die Antwort: »Junge, wenn wir am andern Ufer sind, bekommt er gar nichts.«

All unser frommes Getue, alle unsere Gebete und Zeremonien bedeuten vor Gott weniger als nichts, wenn nicht die Hingabe der Herzen dahintersteht. Zweifellos hat die Kirche oft eine billige Gnade gepredigt, die uns gewissermaßen übergestülpt wurde und dann doch zu einem raffinierten Selbstbetrug

für die Hölle werden kann. Von dieser Gnade hat der Spötter Voltaire einmal gesagt: »Das ist ja das Geschäft Gottes, daß er auf Anruf verzeiht.« Es gibt viele Menschen, die sich Gott als einen alten Mann vorstellen, der zu allem, was seine Kinder auf Erden tun, immer nur milde lächelt. Dieses milde, vergebende Lächeln, so meinen sie, sei sein Geschäft. Welch schreckliches Erwachen wird die Folge sein! Die Bibel sagt: »Schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!«

Es gehört zu den erstaunlichen Dingen, die uns im Grunde demütigen, daß es Gott gefällt, unser geistliches Rüstzentrum hier in Krelingen zum Segen zu setzen. Aber es ist durchaus nicht so, daß jeder, der zu uns kommt und hier eine Weichenstellung für sein Leben sucht, seine Wünsche und Träume erfüllt sieht. Sehr bald merkt er, daß er ohne Buße und Bekehrung, ohne die innerste Lebenswende und den Bruch mit seinem bisherigen Leben nicht auskommt. Wir erleben wohl, daß die Gnade wandelt und den Anstoß zu einer neuen Lebensbewegung schenkt, aber auch, daß sie verhärtet und für manchen zu einer Krisis für die Hölle wird. Wer Jesus begegnet, ist in die Entscheidung gefordert.

Ein junger Mann verließ uns kürzlich, weil er die Welt wieder lieb gewonnen hatte. Er erklärte offen: »Alles gefällt mir am Krelinger Werk, nur die Bekehrung will ich unter keinen Umständen.« Wenn ich recht sehe, liegt gerade hierin der Auftrag unseres Glaubenswerkes, daß die Gnade hier als eine teure Gnade verkündigt wird. Das gilt zum Glück nicht nur für Krelingen.

Beichte

Wenn wir selig werden wollen, geht es auch um die Beichte. Kierkegaard sagt sehr richtig: »Die verlorene Sünderin hat zwar kein Wort eines Sündenbekenntnisses über ihre Lippen gebracht, aber ihre Tränen und ihr ganzes Gebaren waren ein einziger Schrei nach dem Erbarmen Gottes.« Der Pharisäer Simon dachte bei sich: »Wenn dieser ein Prophet wäre, müßte er wissen, was das für ein Weib ist, die ihn anrührt.« Aber Jesu Augen durchschauen nicht nur die gelebte Lüge. Er sieht auch die Frau in ihrer Not, in ihrem Schrei nach Geborgenheit und Gewißheit. Der Pharisäer denkt: fromm – frömmer – am frömmsten. Aber das Auge Jesu sieht das Abgehetzte und Verwahrloste. Er ruft alle, die Heimweh haben und nach Hause wollen: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.«

Als die Sünderin vor Jesus kniet, beichtet sie ohne Worte die wahre Beichte. Das gesprochene Sündenbekenntnis kann der Tod des wahren Sündenbekenntnisses sein, wenn es fromme Lüge ist. Wer einmal in seinem Leben Bankrotteur vor Gott wurde, wem einmal aufgegangen ist: »An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd«, wer einmal so sündig wurde, daß er das 7. Kapitel des Römerbriefes in eigener Existenz erfuhr: »Ich bin fleischlich unter die Sünde verkauft«, der begräbt seine Ehre unter dem Kreuz Christi und empfängt sie wieder im Triumph einer Gnade, die mit der Wandlung seines Lebens Gott die Ehre gibt.

Siehst du den Herrn?

Vor Jahren besuchten wir einmal den Tierpark Hagenbeck in Hamburg-Stellingen. Im Augenblick unseres Besuches wurden gerade junge Löwen, die aus Afrika neu gekommen waren, in die weiträumigen Käfige gelassen. Die Tiere, die aus den vergitterten Wagen kamen, bildeten sich offenbar ein, sie seien frei und wieder in einer unbegrenzten Weite. Sie machten Freudensprünge. Es war vergnüglich zu sehen, wie sie ihre Freiheit genossen. Nach einer Zeit entdeckte einer von ihnen die neuen Gitter. Sein Klagelaut wurde für alle zum Signal. Sie tasteten den Raum ab und entdeckten nun, daß ihre Freiheit nur eine Einbildung war. Ein furchtbares Gebrüll war die Folge.

Dieses Ereignis ist für mich ein Gleichnis für den Augenblick, in dem der Herr wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten: »Siehe, er kommt mit den Wolken, und es werden ihn sehen alle Augen, und alle, die ihn durchbohrt haben, und es werden brüllen um ihn alle Geschlechter der Erde« (Offbg. 1, 7). Warum ein Klagegebrüll und nicht Freudenjubiläum? Nun die Welt wird in jenem Augenblick der Wiederkunft aus einer großen Enttäuschung erwachen. Sie hat sich eine eingebildete Freiheit erträumt. Sie hat nach eigenen Maßstäben die Gebote Gottes umgebogen und die Sünde namenlos gemacht. Sie hat das Christentum und die Religion nur als Mittel zum Zweck genommen, aber nie in Wirklichkeit mit dem Auferstandenen gerechnet.

Nach Furcht und Schrecken, so berichten die Ostergeschichten, wandelten sich die Bestürzung am leeren Grab im Garten des Joseph von Arimathia und die unverständenen Begegnungen mit dem Auferstandenen in den Freudenruf: »Wir haben den Herrn gesehen« (Joh. 20, 25). Zweifellos haben die Jünger das nicht mit kläglicher Miene oder so am Rande als Mit-

teilung neben anderen gesagt. O nein, Ostern ist der Durchbruch zu einer neuen Wirklichkeit. Wer von Ostern kommt, ist erfüllt von der großen Freude, von der Gewißheit der mit Christus geschenkten Ewigkeit. Aus den ersten Jahrhunderten wird berichtet, daß die Christen ihre Beerdigungen als Lobpreis Gottes feierten. »Jesus Christus hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergänglich Wesen an das Licht gebracht durch das Evangelium«. Im Osterlicht ist der Kerker von Raum und Zeit durchbrochen, und wir sind befreit zu dem fröhlichen Zeugnis: Wir haben den Herrn gesehen!

Meinen Konfirmanden habe ich früher des öfteren gesagt: »Wenn wir alle im selben Eisenbahnwagen von Ahlden nach Hannover fahren und alle aus demselben Fenster die Fahrt-erlebnisse aufnehmen, so werden wir doch bei der Wiedergabe unserer Wahrnehmungen und Erlebnisse ganz verschiedene Aussagen machen. Das macht, daß unsere fünf Sinne begrenzt sind. Ein Landgerichts-Direktor sagte mir, daß er bei einem Gerichtsverhör sofort einen Meineid vermutet, wenn etwa bei einem Verkehrsunfall alle vier Zeugen haargenau im Bericht übereinstimmen. So ist es auch mit dem Bericht der Apostel. Der eine hat durch das gleiche Fenster zwei Blinde gesehen, der andere nur einen. Der eine hat von der Rede Jesu nur den einen Satz für wichtig genommen, und der andere hat einen anderen im Herzen behalten. Aber eins ist sicher: Wenn wir alle durch dasselbe Fenster schauen, so haben wir doch, auch wenn wir alle das Gesehene verschieden bewerten und beurteilen, dasselbe gesehen und werden ganz gewiß darin übereinstimmen, daß wir entweder an einem Sonnen- oder Regentage gefahren sind. Und gerade dies, daß es mit Jesus wie ein einziger Sonnentag war, verbindet die verschiedenen Zeugnisse der Apostel zu einem vielstimmigen Jubelchor. Sie waren keine Schreibtisch-Theologen, aber sie haben alle unter Einsatz ihres Lebens bezeugt, daß Jesus Christus Gottes eingeborener Sohn

und nicht »Sohn unter Söhnen« war. Daran hängt für die Kirche alles. Im übrigen gilt das Wort des Apostels: »Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen.«

Was in diesem Zusammenhang nun Ostern betrifft, so ist es nach dem einhelligen Zeugnis aller Apostel zweifellos ein geschichtliches Ereignis. Eine gewisse Widersprüchlichkeit in den Berichten über diese wohl aufregendste Begebenheit der Weltgeschichte ist für jeden Einsichtigen ohne weiteres verständlich und ändert an der Zuverlässigkeit des Osterzeugnisses nichts. Wir können es in dem einen Satz zusammenfassen: Als die Sache des Jesus von Nazareth scheinbar am Ende war und die Jünger sich in alle Winde zerstreuten, erweckte Gott wider alle menschliche Hoffnung seinen Sohn aus Todes- und Höllentiefen zum Herrn und Christus, so daß Petrus sagen kann: »Durch ihn sind wir in der Auferstehung Jesu Christi wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung.«

Vor einigen Wochen war ich Zeuge, wie einer unserer freigewordenen Rauschgiftsüchtigen in einem Gymnasium in Braunschweig vor der Jugend in einer ergreifenden, ihm von Gott geschenkten Einfalt, diesen Durchbruch zu einer neuen Welt Gottes in Christus als eigene Erfahrung bezeugte. Als ich den Raum verließ, sagte mir jemand: »Da merkt jeder, die kommen von Ostern her.« Ob man das bei uns auch merkt? Ostern will nicht debattiert werden. Ostern bezeugt sich durch den lebendigen Herrn Christus selbst. Ostern bezeugt sich bis auf diesen Tag auch in Persönlichkeiten, die durch Christus von Sünden- und Höllenketten frei geworden sind. Sie rufen auch uns zum Zeugnis auf: Geh dorthin, wo die Welt sich in der großen Selbsttäuschung, einer eingebildeten Freiheit belügt, bis es zu spät ist! Gehe hin, ehe das große Erwachen kommt und alle Geschlechter der Erde brüllen werden! Verkündige in deiner ganzen Existenz, in Wort, in Werk und allem Wesen: Wir haben den Herrn gesehen!

Höllische Zweifel – o Grabesnacht,
ob Jesus Christus zum Leben erwacht?
Und es geschah – trotz teuflischem Trug;
Jesus ist Sieger, das ist genug!
Nun sind wir Zeugen im Osterlicht;
Höre die Botschaft und fürchte dich nicht!
Sieg ohne Ende – dir, Vater, sei Dank!
Christus ist unser Ostergesang!

Osterlicht

Karfreitag – Ostern, das ist die Testfrage der Weltgeschichte. Sie wurde von Gott selbst gestellt in seinem Sohn. Was ist Karfreitag anderes als die Rätselfrage der Menschheit überhaupt, als die Verzweiflung der Wüste? Jesus wurde dadurch unsere Sünde, daß er unsere Verzweiflung und unsere Wüste durchstand und durchlitt. »Er ward versucht allenthalben, gleich wie wir.« Daß er nicht abgestürzt ist in der Brandung der Hölle, im Glutofen einer Menschheitsnot ohnegleichen, herabgestiegen ist vom Kreuz, stellt uns alle vor eine Frage, die unausweichlich ist. Der Hebräerbrief sagt: »Wie werden wir entfliehen, wenn wir eine solche Seligkeit in Christus nicht achten?« Wer hat noch eine Entschuldigung, wenn Gott seinen Sohn, der am Karfreitag unsere Lebens- und Sterbensnot wurde, für uns zum Herrn und Christus erhöht hat?

Wenn Luther in Anfechtung war, schrieb er mit riesigen Lettern vor sich hin: vivit! – er lebt! Wer in Buße und Bekehrung im Karfreitag das Geheimnis von Sünde und Schuld mit dem Geheimnis in Christus vertauscht hat, wer es erfahren hat, »sein Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind«, der lebt von Ostern her. Jesus ist der Sonnenaufgang, der Stern in dunkelster Nacht.

Vielleicht sagst du mit Faust: Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Aber Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Weil diese Wahrheit in der Person Christi allein existent wurde, hängt alles daran, ob du aus der Nacht deiner Sünde und Schuld, aus der gelebten Lüge durchbrichst zu dem, von dem das Evangelium sagt: »Uns ist erschienen der Aufgang aus der Höhe.«

Wenn ich an Karfreitag denke, muß ich mit dem Dichter sagen:

Als von der Lieb am Kreuzespfahl
in meine Sündennacht
eindrang der helle Sonnenstrahl,
bin ich für Gott erwacht.

Seitdem ich weiß, wer mich geliebt
bis in den Tod so heiß,
mein Herz sich ihm zu eigen gibt
zu seines Namens Preis.

Und Ostern?:

Die Sonne, die mir scheint hell,
mir Lebenswonne beut,
ist Jesus, mein Immanuel,
nur er in Ewigkeit.

Ihm singe ich mein Jubellied
schon hier im Tränental
und ewig, wenn mein Aug ihn sieht,
in seinem Himmelssaal.

Der Mercedesstern

Ich kam von der Pfingsttagung der Jugend in Oberfranken zurück. Bei uns in Krelingen waren derweil sehr fragwürdige Jugendgruppen eingekehrt. Sie schienen den Gammlern nahe-zustehen. Als ich in das Tor einfuhr, zogen Männlein und Weiblein nicht gerade vorbildlich herum. Irgendeiner machte Balance-Übungen mit dem Rad meiner Frau. Als ich ihn daraufhin anredete, bekam ich eine schnodderige Antwort. Ein Mitarbeiter, der die Stunden geleitet hatte, sagte mir: »Wirklich ein verlorener Haufen! Mit Bibel und Gesangbuch ist da nichts zu machen! Der eine Diakon gibt sich zwar große Mühe, aber er kommt nicht gegen die Strömung an!«

Als ich am andern Morgen zum Rüstzentrum fuhr, um den Kontakt mit dieser Jugend aufzunehmen, bemerkte ich, daß auf meinem Wagen der Mercedesstern verschwunden war. Ich dachte an das Bibelwort: »Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.« Ich seufzte: »Herr, gib mir die Weisheit von oben, die Geduld, die den andern besser versteht, als er sich verstehen kann.« Als ich die Stunde begann, war die Luft voller Abwehr. Wichtig ist, daß man bei dieser Jugend unter keinen Umständen fromm faselt oder in theologischer Denkroutine macht. Wichtig ist, daß man unmittelbar spricht, von Herz zu Herz. Wichtig ist, daß keine Langeweile ist. Die Zeitlosigkeit schafft nur das Wort im Heiligen Geist.

Ich berichtete von dem Gangsterkönig, dem ich einmal begegnete, erzählte, wie er auf meine Fragen nach dem Sinn seines Lebens die Antwort gab: »Das Leben hat überhaupt keinen Sinn.« Als ich weiter fragte: »Ist das sinnvoll, was Sie treiben, und wo wird das enden?« faßte er in die Westentasche, zeigte mir eine Gifttablette und gab die Antwort: »Wenn die Handschellen kommen, bin ich in 20 Sekunden ausgestiegen!« Ich sprach von der Hektik und der Langeweile im eigenen Le-

ben, von der unheimlichen Unruhe, die wie ein Schrei in der Wüste ist. Es wurde immer stiller. Die Hände zwischen Jungen und Mädchen hatten sich gelöst. Die Fragen, die gestellt wurden, waren echt. Ich konnte mit Gebet schließen.

Als ich draußen war, kam ein junger Mann hinter mir her. Er sagte: »Herr Pastor, Sie haben recht, zum ersten Male in meinem Leben habe ich mich selbst erkannt.« Er stockte und schluckte: »Herr Pastor, ich habe ein Hobby. Es ist furchtbar, ich kann es nicht lassen. Ich klaue immer Mercedessterne. Ihrer ist auch dabei. Ich habe gegenwärtig sechs in der Tasche. Suchen Sie sich einen aus!« Ich tat es und fragte: »Und was machen wir mit den andern?« Er meinte: »Ich weiß nicht mehr, wo ich sie gekrampft habe.« Nun sagte ich: »Ich kenne einen Operateur, der kann ›Krampfadern‹ operieren. Bei dem gibt es kein Unheilbar!« Als wir beide gebetet hatten, sah ich in seinen Augen Tränen.

Der schmale Grat

Jede Gratwanderung ist gefährlich. Man kann nach rechts und links abstürzen. Und kein Zweifel kann daran sein, daß die Wanderung des Gottesvolkes kein bequemer Spaziergang ist. Was war das für ein gefährlicher Weg, den die Gemeinde Gottes seit Abrahams Tagen in einem geschichtlichen Hoch und Tief ohnegleichen gewandert ist! Es war ein Weg, in dem Gott in Wolken- und Feuersäule führte, aber auch ein Weg, der an abgründigen Höllentiefen vorbeiging. Es gibt keine religionsgeschichtliche Erklärung dafür, daß Israel mitten im Heidentum die Verehrung Jahwes bewahrte. Dieser Gott Israels hat auf Horeb und Sinai gesprochen. Der Altar, den Abraham über dem Blut des stellvertretend geopfertem Widders baute, findet

seine Erfüllung im Altar des Kreuzes von Golgatha. Wer diese verborgene Zielstrebigkeit der Heilsgeschichte nicht sieht, ist blind.

Auch im Neuen Testament gilt diese Gratwanderung, die Gottes Volk macht, nachdem vom Kreuz die Einladung zum Hochzeitsmahl ergangen ist: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!« In diesem Sinne ist die Nachfolge Jesu zweifellos das größte Abenteuer. Nun liegen Jahrhunderte ruhiger Kirchengeschichte hinter uns, jedoch eine sehr beunruhigende Frage liegt vor uns. Ich las, daß in der DDR seit 1964 über eine Million aus der Kirche ausgetreten sind. Das Christentum ist hier nicht mehr erfolgsbestimmend. Im Gegenteil: Wer Christ ist, deklariert sich in der Welt der DDR, ob er will oder nicht, als ein Verräter am sogenannten Fortschritt. Es kann wohl sein, daß diese Welt auch einmal über uns hinweggehen wird. Jedenfalls wird es im kommenden Antichristentum – mit menschlichen Augen gesehen – töricht sein, sich noch als Christ zu bekennen. Wer Erfolg sucht, wer mit dem Parteibuch vorwärts rücken will, wird diesen Erfolg ohne den Glauben an Gott leichter erreichen als mit ihm. Aber er wird auf der Gratwanderung in Gefahr stehen, seine Seligkeit zu verlieren.

Die Anfechtung wird umso stärker, je mehr man versucht, wie Jona in die Sommerfrische nach Tarsis zu reisen, statt in den missionarischen Auftrag nach Ninive zu gehen. Wenn es wahr ist, daß kürzlich auf der Missionskonferenz in Bangkok das vornehmste Ziel, die Errettung des Sünders durch Christus, eine gefährliche Umdeutung oder Verschiebung erfahren hat, dann ist das für die Mission und für alle Christen eine Warnung ohnegleichen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich die Mission im selben Maße überflüssig macht, als sie die Mitte ihrer Verkündigung verliert. Seitdem Lessing in Nathan dem Weisen diese Verschiebung hoffähig zu machen

versuchte, hat sich auch das Christentum in die Gefahr gebracht, mit Religion verwechselt zu werden. Wer das Christentum zu einer Religion unter anderen degradiert, hat es in Wahrheit verraten. Jesus aber ist die Erfüllung aller Religionen. Er ist nicht ein Weg unter anderen, sondern *der Weg, die Wahrheit, das Leben*. Darum ist das Christentum auch das Ende aller Religion. Denn hier ist kein Religionsstifter, sondern Gott selbst am Werk. Hier erlöst der Mensch nicht sich selbst, sondern er wird von Gott erlöst – nicht zuletzt von sich selber.

Wenn etwa ein Hindupriester in Neu Delhi den Saft der Somapflanze trinkt und dann – von diesem Getränk beerauscht – im Tempel seine Gebetsübungen verrichtet und dabei in Ekstase gerät, Träume hat, und Stimmen »Gottes« hört, so liegt das alles noch im Bereich emotionaler innerer Bewegtheit und ist seine Sache. Wenn er dann aber vor dem Tempeltor sein ekstatisches Erlebnis vor dem Volk als Stimme und Offenbarung Gottes ausgibt, so betrügt er – sicher ohne es zu wissen und zu wollen – sich und andere. Hat er wirklich Gott oder nicht vielmehr sich selber erfaßt? Und leider schleicht sich solch ein frommer Selbstbetrug, solch eine religiöse Selbstberauschung, auch immer einmal wieder in die Reihen des Volkes Gottes ein. Schon im Alten Bund mußte der Prophet Jeremia vor den falschen Propheten warnen. Klingen seine Worte nicht so, als wenn sie auch zu Zeiten des »Dritten Reiches« oder gar heute gesprochen sein könnten? Hört nur, was er sagt in 23, 16–29: *»Hört nicht auf die Worte der Propheten, die euch weissagen! Sie betrügen euch, denn sie verkündigen euch Gesichte aus ihrem Herzen und nicht aus dem Mund des Herrn. Sie sagen denen, die des Herrn Wort verachten: Es wird euch wohlgehen –, und allen, die nach ihrem verstockten Herzen wandeln, sagen sie: Es wird kein Unheil über euch kommen. Aber . . . siehe, es wird ein Wetter des Herrn kommen voll*

Grimm und ein schreckliches Ungewitter auf den Kopf der Gottlosen niedergehen. Und des Herrn Zorn wird nicht ablassen, bis er tue und ausrichte, was er im Sinn hat; zur letzten Zeit werdet ihr es klar erkennen. Ich sandte die Propheten nicht, und doch laufen sie; ich redete nicht zu ihnen, und doch weissagen sie. Denn wenn sie in meinem Rat gestanden hätten, so hätten sie meine Worte meinem Volk gepredigt, um es von seinem bösen Wandel und von seinem bösen Tun zu bekehren. . . . Ich höre es wohl, was die Propheten reden, die Lüge weissagen in meinem Namen und sprechen: Mir hat geträumt, mir hat geträumt. Wann wollen doch die Propheten aufhören, die Lüge weissagen und ihres Herzens Trug weissagen und wollen, daß mein Volk meinen Namen vergesse über ihren Träumen, die einer dem andern erzählt, wie auch ihre Väter meinen Namen vergaßen über Baal? Ein Prophet, der Träume hat, der erzähle Träume; wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht! Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen? spricht der Herr. Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?«

Ist das nicht deutlich geredet? Ist das nicht tatsächlich ein ganz schmaler Grat zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen falschen und richtigen Propheten? Wer hilft uns, die Geister zu unterscheiden, wenn nicht Christus und sein unbezweifelbares Wort? Hier kann man nur um den Heiligen Geist beten, daß er uns auf dem schmalen Grat nicht abstürzen läßt. Auf dieser Gratwanderung des schmalen Weges wollen wir scharf auf die Wegzeichen Gottes achten und die Warnungssignale des kommenden Endes sehen. Wir wollen uns nicht streiten über Kleinigkeiten und nebensächliche Dinge, die uns vom Ziel ablenken. Wir wollen nicht auf die Köder des Feindes achten. Wir dürfen auch nicht zu lange in abgründige Höllentiefen sehen, weil die Tiefe Macht hat, und im gleichen Maße, wie man hin-

abschaut, die Absturzgefahr wächst. Darum laßt uns aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens!

Mir tut es immer weh, wenn ich von Brüdern höre, die einmal mit uns aus »Ägypten« gegangen sind und nun in Gefahr stehen, abzustürzen. Welch eine unheimliche Macht hat heute der Sex, und wie gefahrvoll ist es, wenn man ihm verfällt! Auch hier im Krelinger Werk und anderwärts müssen wir scharf aufpassen, daß wir in wacher Nüchternheit auf der Gratwanderung bleiben. Der Heilige Geist, der sich an das Wort bindet, muß uns auf rechter Straße führen. Jede Irrlehre lehnen wir ab. Aber alles, was korrekturfähig ist, sollten wir brüderlich und seelsorgerlich miteinander in Ordnung bringen.

Gerade in diesen Tagen konnte ich einen jungen Theologen mit Gottes Hilfe vor einem gefährlichen Irrweg bewahren. Begeisterung, Träume und Gesichte sind nicht zu verwechseln mit dem klar geoffenbarten Wort. Als kürzlich unsere jungen Theologen hier vom ersten Semester Abschied nahmen, sprach aus den Dankgebeten die gläubige Gewißheit, daß der Herr sie auf dem schmalen Weg auch durch die Anfechtung der kommenden Stunden führen wird.

Nun liegen auf der Gratwanderung allerdings nicht nur Gefahren, sondern wir erleben auch beglückende Erfahrungen. Jeder, der Meilensteine des Glaubens hinter sich hat, weiß darum, daß der Herr im selben Maße, wie die Gefahr wächst, auch der Retter aus aller Gefahr wird. Wie könnte die Gemeinde Jesu es sonst wagen, in getroster Zuversicht in das Chaos des kommenden Endes hineinzugehen!

Auf dem so schmalen Pfade
gelingt uns ja kein Tritt,
es geht denn seine Gnade
bis an das Ende mit!

Die zerbrochene Kanzel

Mitten im Hochwinter hatte ich in Chesville in der Schweiz eine Evangelisation angenommen. Obwohl hoher Schnee lag und die Fahrt mit dem Wagen nicht ungefährlich war, erreichten wir dank der Fahrkunst meiner Frau zeitig das Ziel. Meine Schweizer Freunde waren über das Wiedersehen sehr erfreut, und wir besprachen den Gang der ersten Abendveranstaltung. Der Bürgermeister wollte einige Begrüßungsworte sagen, und die Blaskapelle hatte sich auch einiges vorgenommen.

Gesagt, getan, der Abend begann. Die Kirche war neu erbaut und bald bis zum letzten Platz gefüllt. Nach einem Orgel-Präludium begann der eigentliche Gemeindetag. Nun ist es in der Schweiz an vielen Orten Sitte, daß der Pfarrer schon beim ersten Vers des Gemeindeliedes auf die Kanzel geht. Dort steht meistens ein Stuhl für ihn bereit, auf dem er sich andächtig harrend der Gemeinde präsentiert. In meinem Fall war an der neuen Kanzel ein Klappsitz angebracht. Aber was geschah? Als ich mit einem zu starken Schwung mich auf dem Klappsitz niederließ, ging er – vielleicht auch mit durch mein Gewicht – gleich in die Brüche. »Was tun?« spricht Zeus. Ich erhob mich wieder in voller Kriegsbemalung und erschien der Gemeinde, von der ich annehmen mußte, daß sie sich das Lachen kaum verkneifen könne, von Neuem. Aber ich hatte die Eidgenossen unterschätzt. Sie sangen noch andächtiger als vorher und ignorierten in edler Herzensbildung völlig den Bruchladen auf der Kanzel. Seit dieser Stunde habe ich für die Schweizer hinsichtlich des guten Tones und der Sitte immer Bewunderung empfunden. Schwerlich hätte ich selbst, wenn einem andern dies passiert wäre, mich des Lachens erwehren können.

Nun ist es in solchen Lagen immer das Beste, wenn man durch Offenheit, die den Takt wahrt, geheime Vorbehalte entwaffnet. Bevor ich den Text verlas, sagte ich so: »Liebe Schwei-

zer Freunde. In Dankbarkeit für die gute Fahrt bei den Unbil- den der Witterung und mit der Bitte, daß Gott diese Tage be- glaubigen möge, darf ich Sie alle grüßen und für den freund- lichen Empfang danken. Das körperliche Gewicht habe ich zweifellos, wie ich eben unter Beweis gestellt habe, mitge- bracht. Hoffen wir auch das geistliche!« In diesem Augenblick ging durch die ganze Kirche ein befreiendes humorvolles La- chen.

Am andern Tage stand in der Rorschacher Zeitung unter Schlagzeile: »Pfarrer Kemner spricht in der neuen Kirche in Chesville. Das körperliche Gewicht hat er ohne Zweifel mitge- bracht, siehe zerbrochene Kanzel. Er hofft aber auch auf das geistliche. Deshalb laden wir ein.« Diese Einladung fand ein großes Echo.

Weil ich an diese Begebenheit ungewollt erinnert wurde, möchte ich sie den geneigten Lesern nicht vorenthalten.

Alarmzeichen

Die Gemeinde Jesu sollte in der Unruhe des zu Ende gehen- den Weltentages der ruhende Pol sein, an dem man sich aus- richten kann. Laßt uns, je mehr uns der Feind das Ziel verrük- ken will, mitten in dieser hektischen Unruhe den Marschkom- paß, den uns der Herr in seinem unverbrüchlichen Wort gege- ben hat, immer ernster nehmen. In dreifacher Weise scheint mir die Endgemeinde in besonderer Anfechtung zu stehen. Zu- nächst in der *Ausrichtung ihrer Hoffnung*.

I.

Die natürliche Sehnsucht und Hoffnung des Menschen be- findet sich heute, und je näher wir dem Ende kommen, in stän-

diger Konkurrenz mit dem Glauben. (»Der Feind weiß, daß er wenig Zeit hat«). Wenn ich den Zweifeln der Jugend auf den Grund zu kommen versuche, wird immer wieder ein Zaudern deutlich, das aus der Halbheit kommt. Sie möchten eine Lebensentscheidung für Jesus vermeiden, weil sie im Geheimen fürchten, damit einen Scheck zu unterschreiben, der sich dann als Verlust an Lebensfreude und Lebensbejahung erweist. Fast in jeder Aussprache mit der heutigen Jugend muß ich diesen Vorbehalt mit einkalkulieren. Die natürliche Sehnsuchthoffnung steht der Glaubenshoffnung oft so feindlich gegenüber, daß die Entscheidung für die Nachfolge Jesu fast als Martyrium erscheint, ja tatsächlich oft zum Martyrium führt.

In den ersten Jahrhunderten der Verfolgung wäre es für die Christen ein leichtes gewesen, das Kreuz ihres Herrn zu umgehen, wenn sie den römischen Cäsaren die geforderte göttliche Verehrung zugestanden hätten. Das aber hätte Verrat am Glauben bedeutet. Im Pantheon zu Rom wäre vielleicht sogar auch Christus mit eingebaut worden, wenn die Christen dem Kaiser den Weihrauch der Anbetung gegeben hätten, die allein Gott gebührt. Soweit die Märtyrerakten uns heute noch vorliegen, wird diese Grenzscheide klar zwischen Bekenntnis und Verleugnung sichtbar. Heute haben wir es – wenigstens bei uns – nicht mehr mit dem Absolutheitsanspruch des sich selbst vergottenden Kaisers, wohl aber mit dem einer restlosen Diesseitshoffnung zu tun, die sich z. B. in der sogenannten klassenlosen Gesellschaft zu verwirklichen sucht und darum klar antichristlich bestimmt ist. Hier heißt es: »Das Ziel ist alles, der Weg ist nichts.« Auf diesem Weg muß man zwangsläufig mit der Glaubenshoffnung der Gemeinde Jesu in Konflikt geraten.

Wir sollten, solange wir im volksskirchlichen Raum noch ungehinderte missionarische Möglichkeiten haben, sie deshalb mit allen Mitteln nutzen. Dabei ist die zeugnishaft gelebte Existenz wichtiger als Debatte und Diskussion. Wo letztere sich

nicht eindeutig mit unserer Glaubenshoffnung deckt, bleiben wir der Welt den Mietzins schuldig. Gibt es nach Kierkegaard kein Christenleben ohne das Martyrium der Einsamkeit, so wird dieses Martyrium nur in der Gewißheit tragbar, daß wir durch Kreuz und Auferstehung Jesu Christi zu einer lebendigen Hoffnung wiedergeboren sind, und in der Unmittelbarkeit, daß der Herr alle Tage bei uns ist. Je bedrängender die Anfechtung unseres Lebens durch weltliche Dinge wird, um so mehr sollte unsere gelebte Existenz unablässiges Gebet sein. Die letzte Meile wird nach der Bibel von der Gemeinde Jesu nur dadurch überwunden, daß ihre Not, ihre getroste Verzweiflung im »maranatha«, an der Gewißheit des wiederkommenden Herrn, ihren festen Hoffnungsanker hat.

II.

Wenn sich somit die Gemeinde Jesu in der kommenden Notstunde als weltüberwindende Kraft bewähren muß, kann sie das weiter nur in der *Wirklichkeit eines Glaubens*, der nicht vom selbstherrlichen Denken lebt. Sicherlich ist der Glaube an Jesus Christus kein Privileg der Denkfaulheit, aber ebenso richtig ist, daß ich nicht ohne den Heiligen Geist an Jesus Christus meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann. Und darum geht es beim Glauben eben überhaupt nicht in erster Linie um das Denken, sondern darum, daß ich in glaubendem Vertrauen zu Christus als zu meinem Herrn komme. Darum sollte auch jeder, der es in irgend einer Weise mit der Verkündigung zu tun hat, in strenger Selbstzucht jeder Gefühligkeit abschwören, die das Tun vergißt. Wir müssen immer daran denken, daß jedes geistliche Schwärmertum, das nicht mehr vom Kreuz Christi her korrigiert wird, sich auch in der Gemeinschaft der Gläubigen nicht mehr korrigieren läßt, nicht zur Erweckung, sondern letztlich zur Versandung der Kirche führt.

Weithin wird heute nicht nur der moderne Mensch, sondern auch die Christenheit und Kirche davon angefochten, daß man für den Glauben Beweisbarkeit sucht, daß man also den Geheimnischarakter des Glaubens übersieht und das Wort unseres Herrn vergißt: »Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!« Die Bibel aber ist voll davon, daß der Glaube keine Beweise braucht, sondern von rückhaltlosem Vertrauen lebt. Abraham gab Gott die Ehre und ließ Gott Gott sein, indem er ihm bei der Opferung des Isaak zutraute, daß er ihm auch von den Toten einen Sohn wiedererwecken könne (Hebr. 11, 19). Paulus sagt: Er glaubte auf Hoffnung wider Hoffnung (Röm. 4, 18).

Das war auch der Glaube Jesu, als er unsere Sünde auf sich nahm, damit wir die Gerechtigkeit geschenkt bekämen, die vor Gott gilt. Das war auch der Glaube der Aussätzigen, als sie dem Herrn mehr vertrauten als dem rabbinischen Gesetz. Das ist der Glaube, der uns auf Schritt und Tritt im Evangelium begegnet: Sprich nur ein Wort, und mein Knecht ist gesund! In diesem schöpferischen Wort Gottes hat die Gemeinde Jesu Heimat und Heimatrecht. Die Welt hat ein feines Gespür dafür, ob wir plappern wie die Heiden, oder ob wir in Vollmacht etwas zu sagen haben. Eine Kirche, die sich dem Zeitgeist verschreibt, wird von der kommenden Welt zur Belohnung für ihren Dienst wie Jona ausgebootet. Eine Kirche, die Funktion der Politik ist, macht sich selber überflüssig, wenn sie eine Mitmenschlichkeit absolut setzt, die in der Dialektik des Zeitgeistes auch zur Unmenschlichkeit führen kann; die alles versteht, alles entschuldigt und am Ende die *Sünde* leugnet. Hier liegt die dritte Gefahr.

III.

Es wird zu einer seelsorgerlichen Not, die oft unheimliche Tiefen aufzeigt, wenn man sieht, wie sogar im kirchlichen

Raum Horeb und Sinai, das heißt also Gesetz und Gebot Gottes nicht mehr ernst genommen werden. Die in der Tradition begründeten bewahrenden Kräfte achtet man nicht mehr. Die Grenzen zwischen Gut und Böse werden immer fließender. Wo bleibt da die rettende Kraft? Und warum fliehen heute so viele in die Psychotherapie, statt zum Pfarrer und Seelsorger zu gehen? Es liegt keineswegs nur am Vertrauensschwund der Kirche gegenüber, sondern daran, daß die Sünde beim Psychotherapeuten nicht mehr als Sünde erscheint, sondern als Krankheit deklariert wird, derer man sich ja bekanntlich nicht schämen muß. Alles verstehen heißt hier eben sehr oft auch alles entschuldigen. Auf diesem Wege wird das Gewissen sehr leicht reaktionsunfähig gemacht. –

Sicherlich kann die Psychotherapie oft sehr gute, ja entscheidende Dienste tun, wenn es zum Beispiel darum geht, tiefverborgene, dem Bewußtsein entzogene Tatbestände aufzudecken, die auch bei der ehrlichsten Beichte nicht herauskommen können, weil sie eben im Unbewußten stecken. So kann z. B. der Psychoanalytiker schwere seelische Schäden ans Licht bringen, bewußt machen und so der Heilung zuführen, die sonst immer mehr zur Selbstzerstörung führen würden. Echten Neurosen gegenüber ist eben auch der erfahrenste Seelsorger machtlos. Also kein Wort gegen die Psychotherapie! Aber soviel Schäden sie auch aufdecken, ja beheben kann, den innersten Schaden heilen kann sie nicht. Befreiung von Schuld und Sünde sucht man beim Psychotherapeuten vergebens. Denn Sünde will und muß vergeben werden. Und vergeben kann sie nur der Heiland, der auch den verborgensten und tödlichsten Schaden heilen kann, weil er am Kreuz unsere Gottverlassenheit auf sich nahm. Nur indem ich das Unglaubliche glaube, daß Gott um dieser seiner Gottverlassenheit willen die meine aufhebt und sich mir wieder väterlich zuwendet, habe ich den Glauben, der mir als Gerechtigkeit angerechnet wird, die vor

Gott gilt. Dieser Glaube ist gelebtes Geheimnis mit Christus und adelt zu neuer verwandelter Persönlichkeit.

Wenn die Verlorenen nicht nur mit ihrer Denk-, sondern vor allem in ihrer Existenznot zu Christus kommen, können sie manchmal in Sekundenschnelle glaubend das Unbegreifliche erfassen, daß Jesus der Sohn Gottes und das Heil der Welt ist. Sie werden Zeugen einer erhöhten Wirklichkeit, weil sie erfahren, daß Jesu Liebe retten kann. Seine Hand ist stark und treu; er zerbricht der Sünden Ketten; er macht das Leben neu. Deshalb ist es so wichtig, daß wir am apostolischen Zeugnis und Bekenntnis festhalten. Die Seelsorge läßt uns in dauernder Angst sein um eine Menschheit, die von Christus erworben wurde, aber sich lieber selber das Heil erwerben möchte. Hier ist also nicht, wie freilich sonst oft, die Untauglichkeit des Seelsorgers schuld, sondern es liegt daran, daß der moderne Mensch sich selbst genug ist.

Camus sagt deshalb mit Recht, daß die Frage des gottverlassenen Christus die einzig echte Frage der Menschheit ist. Die Antwort liegt für uns in einem Glauben, der nicht in Verstandeskategorien einmanipulierbar ist, der zwar nicht widervernünftig, wohl aber übervernünftig ist. Modern ausgedrückt könnte man sagen: der biblische Glaube begründet sich mehr im komplementären als im logischen Denken.

Wir bekennen, daß »Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr«. In diesem Geheimnis von Zeit und Ewigkeit lebt die Kirche, ruft die Kirche, vollendet sie sich. Kierkegaard sagt: Wenn die Kirche diesen Widerspruch verloren hat, nicht mehr das Unglaubliche in Buße und Bekehrung zu erfahren, ist sie im Antichristentum. Jesu, erbarme dich!

Grenzübergänge

Weithin werden die europäischen Grenzen immer belangloser. Als meine Frau neulich in die Schweiz fuhr, hat sie die Kontrolle überhaupt nicht bemerkt. Anders ist es aber, wenn man in bestimmte Länder des Ostblocks reist. Da ist die Grenzkontrolle unter Umständen eine gefährliche Sache. Vor allem aber ist die Frage des Grenzpostens immer dieselbe. »Führen sie verzollbare Gegenstände mit sich?«

Am Schlagbaum unserer Lebensjahre wird im abgewandelten Sinne an uns alle die gleiche Frage gestellt: Was schleppen wir mit an anfechtbarem, undurchsichtigem oder verbotenem Gepäck? Wo verbergen sich in unserem Leben Dinge, die das heilige Auge Gottes nicht sehen darf? Wie oft versuchen wir, Dinge in unserem Leben zu retuschieren, die vor Gott unretuschierbar sind!

Mir ist immer die Geschichte mit Jakob am Jabbok eindrücklich. Wie hat dieser Mann, der alle Anlagen zu einem Gangster hatte, es verstanden, bis zu dem Augenblick, wo am anderen Ufer des Jabbok Esau wartete, sein Gewissen zu retuschieren. Jetzt ging die rote Lampe hoch, als die Begegnung mit dem Bruder, an dem er schuldig geworden war, unausweichlich wurde. Ich kenne keine Bekehrungsgeschichte, die so realistisch ist, wie die Geschichte am Jabbok. In Jakob finden wir den Mann, der mit Gott auf Leben und Tod kämpft, den Mann, der seine Vergangenheit abgibt, der in der Nacht seiner Sünde und Schuld die Sonne sucht, bis er sie findet, den Mann, dem es Gott gelingen läßt, daß er durch Bekehrung und Wiedergeburt vom Jakob zum Israel wird.

Kierkegaard sagt einmal, daß der betrügliche Versuch des modernen Menschen der sei, daß er sich einbilde, der Grenzkontrolle Gottes entgehen zu können. Dieser Mensch besteigt einen D-Zug – so macht es Kierkegaard anschaulich – und be-

schleunigt das Tempo des Zuges immer mehr, bis zur Höchstgeschwindigkeit. Er bildet sich dabei ein, er habe die Gewissenskontrolle, die Gott in Raum und Zeit eingebaut hat, überholt. Wenn er aber auf der Endstation aussteigt, dann muß er zu seinem Schrecken entdecken, daß seine Selbstberuhigung in Wirklichkeit die furchtbarste Selbsttäuschung war. Auf der Endstation nämlich begegnet er der Polizei Gottes, und die erklärt ihm, daß er verhaftet sei. Die Polizei Gottes ist nämlich im gleichen Zuge mitgefahren.

Das ist im Grunde dasselbe wie das, was Jesus in die Worte kleidet: *»Ihr Heuchler! Die Gestalt des Himmels und der Erde könnt ihr prüfen; wie prüfet ihr aber diese Zeit nicht? Und warum urteilt ihr nicht von euch selber, was recht ist? Wenn du aber mit dem Widersacher vor die Obrigkeit gehst, so mühe dich auf dem Wege, daß du ihn los werdest, auf daß er nicht etwa dich vor den Richter ziehe, und der Richter überantworte dich dem Stockmeister und der Stockmeister werfe dich ins Gefängnis. Ich sage dir: Du wirst von dannen nicht herauskommen, bis du den allerletzten Heller bezahlst«* (Luk. 12, 56–59).

Ach daß an den Grenzkontrollen des Lebens Gott uns auch so stellte, wie einst den Jakob! Gib die »zollpflichtige Schuld« und Sünde heraus, damit du unterm Kreuz freie Fahrt bekommst! Worauf kommt es also beim Grenzübergang zum neuen Leben an? Darauf, daß wir alles Unklare, Unwahre, alles Verkehrte und Belastende, alles, was uns mühselig und beladen macht, bei dem abgeben, der immer noch ruft: *»Kommet her zu mir alle!«*

Wer ehrlich reinen Tisch macht, für den wird in Jesus Christus Gericht zur Gnade, der darf ohne »zollpflichtiges Gepäck« fröhlich seine Straße ziehen. Wer weiß, vielleicht ist dieses Jahr dein oder mein letztes.

Und dann auch gibt, was du gelebt,
was du gewirkt, was du gestrebt,
was du gesollt, was du gewollt,
dir unabweislich das Geleit
hinüber in die Ewigkeit.
O denke dran bei jedem Schritt,
was du hier lebst, das gehet mit – hinüber.

Thomas

In unseren Heimen war eine Jugendfreizeit aus Berlin-Wedding. Die Kinder kamen alle aus bedauerlichen Verhältnissen. Unter ihnen war eins, das mir besonders gefährdet schien. Der Vater hatte einen Mord begangen, und die Mutter verbrachte auch einige Jahre hinter Gittern. Der einzige Junge dieser Eltern – er war etwa im Alter von fünf bis sechs Jahren – war in der ganzen Gruppe ein dauernder Unruheherd. Die Schwestern wußten beim besten Willen nicht, was sie mit ihm machen sollten. War er in einer Weise die personifizierte Intelligenz, so hatte er gleichzeitig ein Benehmen, das unter jeder Kritik war. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Seine Redewendungen waren gemein, und seine seelischen Reaktionen des öfteren so unberechenbar, daß er alle ethischen Maßstäbe hinter sich ließ.

An einem bestimmten Morgen ging ich zu meinem Arbeitsplatz; da fragte mich plötzlich Thomas in seiner schnodderigen Art: »Pastor, was willst Du jetzt machen?« Ich sagte: »Die eingegangene Post durchsehen!« Er fragte: »Darf ich mitkommen?« Ich erwiderte: »Wenn Du artig bist, Thomas, dann komm!« Er schaute mich etwas fragend an und ging dann mit an meinen Schreibtisch. Als er den großen Stapel der Briefe

sah, fragte er: »Sind die Briefe alle für Dich?« Ich sagte: »Ja, für mich und doch nicht für mich!« Er fragte zurück: »Wie meinst Du das?« »Nun, sie sind nur zunächst für mich!« Darauf er: »Da mußt Du aber viele Bekannte haben. Aber warum sind sie denn nur zum Teil für Dich?« Ich gab zur Antwort, daß sie alle aus der Not heraus geschrieben seien. Sie seien alle von Menschen, die nicht weiter könnten. »Was sind das für Nöte?« Ich nahm etwa acht bis zehn Briefe und übersetzte sie in sein kindliches Verständnis. Er meinte: »Du, die Leute müssen aber Vertrauen zu Dir haben, daß sie Dir das alles schreiben! Aber schreibst Du Ihnen denn wieder?« Ich sagte: »Hast Du je schon einmal etwas von Jesus gehört?« Er meinte: »Ja, die Schwester hat einige Male schon von Jesus erzählt.« Nun sagte ich: »Ich schreibe den Leuten als Hilfe nur Jesus hin!« »Mehr kannst Du nicht, und mehr weißt Du nicht?« meinte er. Ich erwiderte ihm: »Thomas, Du hast genau recht, mehr kann ich nicht und mehr weiß ich nicht.« Scharf blitzten mich seine Augen an, und er bat: »Erzähl mir von Jesus!« Ich nahm den Jungen auf meinen Schoß. Verlegen schaute er mich an, und dann streichelte ich ihn über sein struppiges Haar. Er machte eine Geste wie eine Katze, die noch nie gestreichelt wurde. Und wie von einem Magnet berührt, kuschelte er sich an mich, und nun erzählte ich ihm von Jesus. Wie er uns erlöst hat und wie er unser Leben wandelt; wie er uns unendlich lieb hat und sein Leben für uns geopfert hat. Er wurde immer stiller.

Als ich ihm eine Weile von Jesus erzählt hatte, lag er still und ruhig an meiner Brust. Seine Äuglein hatten sich sehr verändert. Nun sagte ich: »Thomas, Du wirst verstehen, daß ich jetzt die Briefe beantworten muß. Sieh mal, da draußen spielen die andern gerade Fußball. Willst Du nicht auch mitspielen?« Groß schauten mich seine Augen an, und er sagte: »Lieber möchte ich bei Dir bleiben. Darf ich hier am Schreibtisch stehen?« Und was geschah? Der Junge stand länger als eine

Stunde neben mir, und ich diktierte meiner Sekretärin die Briefe. Von diesem Tage an ereignete sich jeden Morgen das gleiche Geschehen. Wenn ich an meinem Arbeitsplatz ankam, stand Thomas schon vor der Tür. Die schnodderige Art wandelte sich langsam. Er nannte mich nicht mehr Pastor, sondern Onkel Pastor. Aber die Frage blieb immer dieselbe. »Hast Du wieder so viele Briefe?« »Schreibst Du wieder nur Jesus?« Und immer kam meine Antwort: »Thomas, Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen!«

Aber nun muß ich um der Wahrheit willen mitten in dieser Geschichte noch eine andere erzählen: Bei dem gegenwärtigen Aufbauwerk in Krelingen hat Gott uns viele Helfer gegeben. Unter anderem erklärte sich ein Baggerführer bereit, freiwillig an einem Sonnabendnachmittag mitzuhelfen. Als er mitten in der Arbeit war, kam der Unternehmer mit seinem großen Mercedes sehr erregt zu mir: »Herr Pfarrer, dies ist ja wohl keine Art und Weise, daß meine Leute, ohne vorher zu fragen, mit dem Bagger zu Ihnen kommen. Wo in aller Welt gibt es so etwas? Die Kirche muß doch im Dorfe bleiben!« Ich beruhigte den Mann und stellte ihm all die Kinder aus Berlin-Wedding vor. Dann zeigte ich ihm die große Zahl der Gästebücher und bat ihn, zu blättern und zu lesen. Als er etwa eine Viertelstunde gelesen hatte, war er wie verwandelt. In diesem Augenblick kam der kleine Thomas angelaufen. Er klammerte sich an meine Knie und meinte: »Onkel Pastor, ich freue mich schon auf morgen früh, wenn Du wieder nur Jesus schreibst!« Nun erzählte ich dem Unternehmer die Geschichte dieses Jungen. Ohne ein Wort zu sagen, ging er zu dem Baggerführer und sagte: »Wenn Pastor Kemner Sie wieder für sein Krelinger Aufbauwerk braucht, so brauchen Sie mich nicht mehr zu fragen! Für dieses Werk sind wir immer da!« Am Sonntag darauf kamen große Kisten an. Sie waren bestimmt für die Kinder aus Berlin-Wedding. Es waren alles »Negerküsse«, und ich

habe sie mir auch munden lassen, mit einer Freude, die meinem Gewicht bestimmt nicht zuträglich war.

Aber die Geschichte mit Thomas ist noch nicht zu Ende. Nach Tagen der Freude kam der Abschied für diese Kinder. Ich hielt ihnen noch eine Andacht, so unmittelbar, wie es mir gegeben wurde. Vor mir saß der Thomas. Er schaute mich mit Stielaugen an. Auf dem Tisch lag mein Krückstock, weil ich in jenen Tagen infolge eines Autounfalls, der durch die Schuld eines andern verursacht war, nur mit dem Krückstock meine Gehübungen machen konnte. Als ich die Andacht beendet und von den Kindern Abschied genommen hatte, kam Thomas, als ich in den Garten ging, hinter mir hergeschlichen. Ich hörte plötzlich ein herzergreifendes Weinen. Ich sagte zu Thomas: »Junge, Du bist doch ein Mann! Du bist doch keine Memmel! Eine Träne habe ich bei Dir noch nie gesehen!« Wie ein todwundes Reh blickte der Junge mich an und sagte: »Ich muß zur Seelsorge zu Dir. Jetzt muß ich Dir *auch* einen Brief schreiben. Ich bin ein Lump. Jetzt weiß ich, daß ich Jesus brauche!« Ich legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte: »Lumpen gibt man ab, bei der großen Lumpenabgabestelle auf Golgatha. Und aus Lumpen macht Jesus dort Gotteskinder. Thomas, komm mit. Schweigend saß der Junge vor mir und langsam stotterte er heraus: »Du, als Du vorhin die Andacht gehalten hast, kam der Böse in mein Herz und sagte mir: Nimm dem Pastor Kemner den Knüppel weg, dann kann er nicht mehr gehen. Immer wieder kam der Böse, und ich wollte es tun. Aber immer wenn ich Dich anschaute, wollte ich es tun und konnte es doch nicht, denn Du bist so lieb mit mir gewesen. Ich bitte Dich: vergib mir!«

Nun schenkte Gott für Thomas die Stunde der Seelsorge. Und so bezeugte ich dem Jungen: »Wenn der Böse in Dein Herz kommt, dann darfst Du nicht auf den Pastor Kemner blicken, sondern Du mußt dann auf den schauen, der Dich noch

unendlich mehr liebt, als der Pastor Kemner. Jesus hat dich, indem er für deine Schuld am Kreuz gestorben ist, für den Himmel gebucht, und sein Jünger Johannes sagt: »Seht, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder heißen sollen.« Und wir sind es. Thomas, Du bist es!« Ich legte dem Jungen zum Segen die Hand auf. Und was geschah? Sein Leben ist verändert und blieb bis heute verändert. Die Schwestern schreiben mir, daß sie den Thomas nicht wieder erkennen. Gelegentlich bricht die alte Unart wieder durch, aber immer wieder sucht und findet er die Korrektur in Jesus. Zwischen ihm und mir herrscht eine Gemeinschaft wie zwischen Vater und Sohn. Der letzte Brief, den er mir schrieb, war kurz und bündig. Er hieß: »Lieber Onkel Pastor! Eins ist klar, ich werde Missionar. Dein Thomas.« Nicht der Haß, nur die Liebe wandelt. Nur die Liebe Jesu verändert.

Neulich rief mich nach einer Studentenversammlung ein Studentenfürer an. Er sagte mir am Telefon: »Wir wollten Sie gestern abend hochgehen lassen. Wir wollten es, aber wir konnten es nicht. Denn Sie sind so liebevoll und väterlich mit uns umgegangen.« Mein Seufzer war: »Herr, wenn es so war, dann bin nicht ich zum Zuge gekommen, sondern nur Du selbst durch mich!«

Alles beim Alten?

Nichts ist so langweilig wie das Christentum, wenn es seine unwandelnde Kraft verloren hat. Was waren die Apostel und die ersten Christen für Partisanen Gottes! Wie haben sie mit verwegener Zuversicht in einem Elan ohne gleichen die Ehre Jesu verkündigt und im Martyrium bezeugt! Wahrhaftig, das muß man den ersten Christen lassen: Sie wußten, an wen sie

glaubten. Ganz gleich, ob sie sich als erlaubte Religion zu dem verachteten Nazarener bekannten, oder ob sie sich als unerlaubte Religion unter der Flagge eines Begräbnisvereins tarnen: sie waren nicht kleinzukriegen.

Man könnte fragen, worin das Geheimnis des Sieges lag, wie das möglich war, daß nach einigen Jahrhunderten der Glaube an Jesus unter Konstantin zur Staatsreligion wurde. Lag der Grund in dem Fanatismus der Bekenner? Versuchte man den Widerstand durch Scheiterhaufen zu brechen, war es die kluge, raffinierte Diplomatie kirchlicher Würdenträger, oder lag der Grund in einem Erfolgsdenken, das Titel und Würden suchte? Zweifellos nein. Die Gemeinde Jesu war in den ersten Jahrhunderten ein armer, verachteter, verlorener Haufen. Sie wird es in den kommenden Tagen des Endes wieder werden. Das Gesetz des Anfangs ist nach der Bibel auch das Gesetz des Endes. Unter dem Druck von Not, Verkennung und Verfolgung wird der Glaube wieder weltüberwindend, wird er wieder – gewollt oder ungewollt – missionarische Bewegung, weil Jesus die Welt überwunden hat.

Neulich sagte mir ein Freund: »Wenn jemand behauptet, Christ zu sein, so frage ich ihn, was sich in seinem Leben verändert hat. – Wenn er mir keine begründete Antwort geben kann, sage ich ihm: Du bist kein Christ.« Er hat völlig recht: Christentum ist die revolutionärste Veränderung der Welt. – Christentum ist Revolutionierung des Denkens, wie jemand gesagt hat; und die kann man keinesfalls verheimlichen.

Ach, daß wir den alten Trott in unseren frommen Geleisen satt hätten! Ach, daß wir einmal das Gespür dafür bekämen, daß wir die Welt nur dann verändern können, wenn Christus uns verändert hat! »Weihrauch« und »Heiligenschein« haben keine Zugkraft mehr. Mit frommen Worten sollten wir sehr vorsichtig sein. Auf die Unmittelbarkeit der Ausstrahlung

Christi aber reagiert auch die Welt. So werden wir zum Beispiel in den Wochen des Karnevals und der Maskeraden gefragt, ob uns der Geschmack daran verloren ging. Wir sind gefragt, ob wir im Wandel nach väterlicher Weise demaskiert, zu einem neuen Denken und Handeln erneuert wurden. Es ist gewiß richtig, daß ein Gesetzeschristentum keinen Pfifferling wert ist. Aber wer durch die Wahrheit in Christus befreit wurde, durchbricht die falsche Kuppelung mit der Welt, weil er, wie der Apostel sagt, verändert wurde durch Erneuerung seines Sinnes.

Man hat den Glauben an Jesus den sechsten Sinn genannt, und er ist weit mehr als das. Der Glaube an Jesus gibt unserem Leben den großen Schwung: »Das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu geworden!« Lieber Freund, ich frage Dich und mich: Wie ist das mit den heimlichen und unheimlichen Süchten? Bist Du noch heimlich oder unheimlich unter die Mächte verkauft? Das geheime Fallgesetz deines Herzens verändert nur Jesus. In der totalen Bindung an ihn liegt der totale Sieg. Er ist der einzige, der das Fallgesetz durchbrochen hat. Er ist der einzige, der unserem gelebten Unsinn diese sinnhafte Erfüllung gibt.

Neulich fragte ich auf einer Tagung einen früheren Zuhälter: »Na, wie ist es mit den alten Sünden?« Er gab mir die Antwort: »Sie schmecken nicht mehr, ich esse besseres Brot.« Vielleicht liest du diese Zeilen mit einem Achselzucken, oder du denkst, wie ich einst mit Nietzsche dachte: »Die Erlösten müßten erlöster aussehen, wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte.« Ja, und wahrscheinlich hast du sogar recht. Was gibt es für muffige und verschrobene Christen, denen man wirklich die Einladungskarte zur königlichen Hochzeit kaum abnehmen kann! Bezzel sagt: »Wenn du zur Hochzeit einlädst, muß auf deinem Angesicht und in der Strahlung deines Wesens mehr sein als in deinem frommen Wort.«

Was ich mir und dir so erbitte, ist eine totale Veränderung in allem, was nach Christi Sinn nicht durchsichtig ist. Die Hippies und Gammler, die »letzte Reihe«, fragt heute mehr denn je nach Jesus. Einfach schrecklich, wenn wir ihnen im Wege stehen mit unserem unlauteren und unklaren Leben! Einfach furchtbar, wenn Christen Anstoß zur Hölle anstatt zum Himmel sind! Es gibt viele in der »letzten Reihe«, die heute rufen: »Wir möchten Jesus gerne sehen!« Wir aber wollen beten: »Herr, was Du nicht bist, laß in mir sterben, damit Dein Name verherrlicht werde.«

»Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen!«
Der Erlöser ist alles – die Erlösten werden nur durch ihn!

Tratsch!

Auf meinem Flur hängt ein Spruch, den mir einmal die Lüdenscheider Jugend schenkte: *»In diesem Hause, merke recht, spricht keiner über andere schlecht!«*

Ach, wie oft muß ich an das Wort Luthers denken: »Afterreden oder bösen Leumund machen.« Wie erschreckend viel habe ich auf meinem eigenen Weg davon erfahren! Es gibt so ein Giftgas der Hölle, eine Flüsterpropaganda, die auch im Reiche Gottes unsagbaren Schaden anrichtet. Sie entzieht sich jedem juristischen Zugriff. Sie redet nur im Wenn und Aber, nur im Fall der Möglichkeit, und doch weiß jedermann, der es wissen soll, was gemeint ist.

Als einmal in meiner Gemeinde eine solche Propaganda untersucht wurde, sagte mir ein Vorgesetzter: »Lauter Tratsch!« Aber was kann der Tratsch anrichten! Er schafft Vorbehalte

gegen den Pfarrer und Prediger, Vorbehalte gegen den Bruder und Mitbruder, und diese Vorbehalte können zu Höllenmächten werden. Schau dir die Menschen an, die dem Tratsch verfallen sind! Sie denken vielleicht: Fromm, frömmer, am frömmsten, und in Wirklichkeit sind sie selber schlecht, schlechter, am schlechtesten! Wenn man den anderen schwarz malt, steht man selber weiß da. Und was man dem andern selbst zutraut, ist man sehr oft selber. Gedanken sind Kräfte. Wenn sie in unserem Lebensgefühl Raum gewinnen, können sie uns zum Ausrutschen bringen, wo wir den andern diplomatisch täuschen und der Mund dazu da ist, die Gedanken zu verbergen. Ja, Gedanken können dämonische Widerstände sein.

Ein mir bekannter Mann hat vor einiger Zeit ein Tonbandgerät bekommen. Eines Tages kamen bei ihm zum Kaffee einige Klatschbasen des Ortes zusammen. Er ließ verborgen unter dem Sofa das Tonbandgerät mitlaufen. Es wurde getuschelt und an den lieben Nächsten kein gutes Haar gelassen. Nach einiger Zeit erklärte mein Bekannter, daß er ihnen einmal sein neues Gerät vorführen wolle. Die Folge war, daß nach wenigen Minuten keine einzige von ihnen mehr im Zimmer war. Unreine Gedanken sind Kräfte, unreine Worte sind feurige Pfeile des Bösen! Die Bibel sagt, daß wir einmal Rechenschaft abgeben müssen von einem jeglichen Wort, das wir geredet haben. Wie wird unser Leben aussehen, wenn auch unsere Gedankenwelt vor dem Herrn offenbar werden muß?

In der Seelsorge habe ich lernen müssen, jedem, der zu mir kommt, ohne Vorbehalte zu begegnen. Das kann ich nur, wenn ich so höre, wie der Herr gehört hat. Seelsorge, die nicht betend hört, ist keine Seelsorge. Den andern erreichen kann man nur, wenn man ihn ohne Vergangenheit sehen kann. Dazu braucht man eine Unmittelbarkeit, die man nur unter dem Kreuze Christi empfängt. Hier kann man hören, wie ein Jünger hört. Hier kann man reden, wie ein Jünger redet.

Gib, daß ich rede stets,
womit ich kann bestehen,
laß kein unnützes Wort
aus meinem Munde gehen!
Und wenn in meinem Amt
ich reden soll und muß,
so gib den Worten Kraft
und Vollmacht ohn Verdruß!

Packesel!

Als ich kürzlich in der Klinik lag, fiel mir auf, wie gründlich die medizinische Wissenschaft vor einer Operation überprüft, ob die damit verbundene Belastung möglich ist. Bei einem Mann in meinem Zimmer wurde die Operation aufgeschoben, weil sich Störungen im Kreislauf herausstellten, die erst behoben werden mußten. Genau so ist es mit der Seelsorge. Wir sind dauernd gefragt, ob wir die Belastung der uns Anbefohlenen mit den Augen Jesu erkennen. Auch kann keiner von uns das Gepäck des andern einfach übernehmen. Längst wäre ich selbst unter der Last der andern zusammengebrochen, wenn ich sie nicht weitergeben könnte an den, der der größte »Lastenträger« der Weltgeschichte wurde.

Als ich neulich in Jerusalem auf der *via dolorosa* den Weg nach Golgatha hinaufschritt, wurde es mir bewußt, daß der Sohn Gottes hier nicht nur unter der Last des Kreuzes, sondern auch unter dem Packen von fremder Sünde zusammengebrochen ist, die er zugleich mit seinem Kreuz zur Richtstätte trug. Wenn man im Gebirge einen Maulesel mit einem ganzen Berg

von Lasten beladen einen steilen Pfad hinaufklettern sieht, so fragt man sich manchmal, wie ein solches Tier nur so schwere Lasten einen so schweren Weg hinauftragen kann. Und Jesus war doch gewiß mehr als ein Maultier und für solche Lasten, wie er sie auf sich genommen hat, gewiß nicht trainiert. Darum sollten wir nie vergessen, daß der gewiß oft recht schwere Packer, der uns mit unsern Sorgen aufgebürdet wird, in gar keinem Verhältnis steht zu der schweren Sorge, die sich Gott um uns macht, und vor allem zu der Last von Sünde und Schuld, die Jesus als Packer Gottes für uns und alle Welt zum Kreuz von Golgatha geschleppt hat. Sie ist dem natürlichen Auge meist unsichtbar und wirkt doch erdrückend bis zur Hölle. So befreit Christus auch heute noch jeden von seiner Last, der mühselig und beladen zu ihm kommt. Noch immer gilt sein Wort: »Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!« Also:

Hast du eine Sorgenlast, die dir raubet Fried und Rast,
Jesu Herz dir offen steht, mach aus Sorgen ein Gebet!

Ein Rauschgiftsüchtiger, der bei uns in Krelingen frei wurde, wurde von den andern gefragt, wie es denn gekommen sei, daß er die Spritzen, nach denen die andern noch süchtig waren, in einer Minute weggeworfen habe. Er gab die Antwort: »Weil Gott mir in einer Minute klar machte, daß ich Jesus nur haben kann, wenn ich mein Rauschgift dort abgebe, wo er es mir bereits abgenommen hat.«

Näher mein Gott zu dir!

Als Hilfsgeistlicher kam ich in den Vorort einer Industriestadt. Mein vorgesetzter Geistlicher teilte mir mit, daß für mich die größte Schwierigkeit im Konfirmandenunterricht liegen würde. Mein Vorgänger sei an dem Unterricht mit den Konfirmanden so gescheitert, daß er einen Nervenschaden bekommen habe. Kein Wunder, daß ich mich auf einiges gefaßt machte, als ich zur ersten Stunde ging. Als ich in Sichtweite der Konfirmanden war, stellte sich ein Junge auf einen erhöhten Terrassenvorsprung, und man begann im Takt zu singen: »Siehste wohl, da kümmt er!« Im Augenblick war ich schockiert, aber schnell bekam ich die Überlegenheit wieder. Mit lachendem Gesicht stellte ich mich mitten in die Schar hinein. Man war in der Herausforderung entmacht, als sie scheinbar bei mir nicht ankam. Nach einer kleinen Pause sagte ich ganz ruhig: »Antreten!« Niemand rührte sich. Jetzt brüllte ich mit der Stimme eines Löwen nochmals: »Antreten!« Einige waren schockiert und stellten sich in Reih und Glied. Nun war ich ziemlich armstark. Ich nahm einen Jungen und hob ihn in die Höhe und stellte ihn mit in die Reihe. Das imponierte so, daß Ordnung in den Haufen kam.

Als ich die Kinder im Raum hatte, fragte ich sie, ob sie den Namen Max Schmeling kennen würden. Sie bejahten. Der Boxerkönig war ihnen bekannt. Nun erzählte ich ihnen, daß ich auch einmal Boxer werden wollte und daß ich bei dem Maß meiner Kräfte verpflichtet sei, ihnen mitzuteilen, daß ich keine Haftung für unheilvolle Folgen übernehmen könnte. Ich sagte ihnen, daß in mir ein Löwe und ein Lamm steckten und daß es passieren könnte, wenn man den Löwen wecke, daß mir die Hand unliebsam ausrutsche und man ohne meinen Willen Schaden nehmen würde. Die Kinder wurden zusehends ruhiger. Das Gerücht ging durch die Häuser: »Jetzt haben wir einen

Boxer als Pastor!« Die antiautoritäre Haltung verwandelte sich bald in das Gegenteil. Ich habe selten Kinder im Unterricht gehabt, die so anhänglich waren wie dieser Jahrgang. Als ich den Ort verließ, um eine neue Stelle anzutreten, waren einige Jungen auf den Kirchturm geklettert, und plötzlich läutete die Totenglocke. Das gab in der Gemeinde einige Aufregung. Ich habe aber die Kinder in Schutz genommen.

Kurz vor meinem Abschied begleitete mich eine Konfirmandin nach Hause. Ich wußte, daß sie innerlich angesprochen war, man merkte ihr auch an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, was sie mir sagen wollte. Gleichwohl fand sie das befreiende Wort nicht. Als wir vor meiner Wohnung waren, sagte sie: »Ich wollte Ihnen etwas sagen, aber ich habe es aufgeschrieben.« Dann gab sie mir einen Zettel und war in Windeseile davon. Als ich dann den Zettel las, stand darauf: »Ich habe eben in der Stunde mein ganzes Leben dem Herrn Jesus gegeben.«

So sehr ich mich über den Glaubensschritt dieses Mädchens freute, war ich doch gleichzeitig besorgt, weil ich wußte, daß sie aus einem gottlosen Hause kam. Zwei Tage darauf bekam sie einen Blutsturz, und sie mußte ins Krankenhaus. Als ich sie besuchte, wurde sie gerade in den Operationssaal gefahren. Der eine Lungenflügel sollte lahmgelegt werden. Als sie schon auf dem Operationstisch lag, erlaubte mir der Arzt, noch mit ihr zu sprechen. Ich fragte sie: »Wie geht es Dir?« Sie antwortete: »Gut, denn mein Leben gehört Jesus!« Weiter fragte ich: »Hast Du noch einen Wunsch?« Sie nahm meine Hand und sagte: »Beten Sie den letzten Vers von ›Näher mein Gott zu dir!« Ich wußte, warum sie das wünschte. In einer Konfirmandenstunde hatte ich den Kindern erzählt, wie bei dem Untergang der Titanic von der Bordkapelle dies Lied gespielt wurde. Daraufhin wollten die Kinder das Lied lernen. Wir haben es dann oft gesungen. Nun falteten wir gemeinsam die Hände

und beteten: »Ist mir auch ganz verhüllt dein Weg allhier, wird nur mein Wunsch erfüllt: Näher zu dir. Schließt dann mein Pilgerlauf, schwing ich mich freudig auf. Näher mein Gott zu dir, näher zu dir!« Bei der nun folgenden Operation hat das Herz des Kindes versagt. Sie ist nicht mehr aus der Narkose erwacht. Es war die letzte Begegnung mit ihr. Vielleicht war es gut so, daß – bei den häuslichen Verhältnissen – Gott sie zu sich nahm.

Immer an der Strippe!

Wenn eine Erweckung echt ist, schenkt Gott in ihr eine taufrische Frühlingswiese. Das Geheimnis der Zeugnis- und Strahlungskraft, das solche zum Glauben gekommene junge Christen oft umgibt, kommt aus dem unmittelbaren Leben mit dem Herrn. Es gab im Mittelalter Leute, die hatten den Brief der Reichsunmittelbarkeit. Sie durften auf direktem Wege mit dem Herrscher verkehren und benötigten nicht die Umwege über die Vorzimmer. Wer in Buße und Bekehrung mit Christus gestorben ist, ist auch mit ihm zum neuen Leben auferweckt und sollte immer im direkten Umgang mit ihm bleiben. Wenn Paulus auffordert: »Betet ohne Unterlaß!«, so meint er sicherlich dies. Was will das anders heißen, als dauernd in der Leitung bleiben, weil Christus in der Leitung ist. Seit der Auferstehung ist der Herr bei uns alle Tage. Wer so mit ihm alle Probleme durchdenkt und durchglaubt, der allein ist wirklich an der Strippe.

Es hat mich einmal beeindruckt, wie Corrie ten Boom von dem Unterschied zwischen Autochristen und Straßenbahndchristen sprach. Sie deutete ihn so: Autochristen sind solche, die

nicht mit dem Herrn unmittelbar leben. Sie suchen immer erbauliche Anregungen und tanken immer bei allen möglichen Predigern und Evangelisten auf. Nun fahren sie – wie es der Alltag so mit sich bringt – eine Weile den geistlichen Tank leer, und dann beginnt die Geschichte wieder von vorne. Diese Christen werden nicht fruchtbar. Sie haben oft viel Erkenntnis in der Lehre und wissen über alle möglichen Probleme genau Bescheid. Aber es fehlt ihnen die praktische Zeugnis kraft, die ohne viel Worte Christus als den Herrn ihres Lebens ausweist. Ganz anders die Straßenbahnchristen. Sie sind immer mit der Leitung verbunden. Deshalb findet man bei ihnen keinen Stillstand oder Leerlauf. Sie leben das Geheimnis der Kraft vom Herrn her, mit dem sie immer verbunden sind. Ohne ihn können sie nichts tun und mit ihm alles. Diese evangelische Unmittelbarkeit hat nichts mit Schwärmerei zu tun. Hier lebt man nicht im Eigenen, sondern immer vom Geschenkten. Das erhält in der Demut, in der Lauterkeit und in der Einfalt. Solche Christen haben an der Gemeinschaft mit dem Herrn genug. Mehr brauchen sie nicht.

Gustav Adolf Gedat erzählte mir einmal, wie er in vielen Vorträgen den bekannten und begnadeten Studentenführer John Mott übersetzt habe. Manche Predigt habe ihn ergriffen, aber keine so beeindruckt, wie folgende Begebenheit: Nach dem ersten Weltkrieg, so sagte er, sei er in einem Münchner Hotel mit John Mott zusammen gewesen. Am Abend hätte er ihn in einem Vortrag noch dolmetschen sollen. Motts Chauffeur habe aber gerade noch vorher ein neues Auto, das die amerikanische Studentenbewegung ihm geschenkt habe, von der Bahn holen wollen. Die Minuten vergingen, und der Wagen kam nicht. Die Zeit wurde immer knapper. Da sei plötzlich der Hoteldirektor zu Mott ins Zimmer gekommen und habe gesagt, das Polizeipräsidium wünsche ihn zu sprechen. Gedat sagte mir, daß er Zeuge gewesen sei, wie Mott am Telefon benachrichtigt wurde,

daß der Wagen beim Abholen Totalschaden erlitten habe. Die erste Frage Motts war: »Ist dem Chauffeur etwas passiert?« Als Mott erfuhr, daß der Chauffeur keinen Schaden erlitten habe, merkte man ihm nicht die geringste Aufregung an. Der Vortrag mußte abgesagt werden. Der schöne Wagen war hin. Aber Mott sagte ruhig zu Gedat: »Wir wollen niederknien und dem Herrn danken, daß er das Leben des Fahrers erhalten hat.« Durch den anwesenden Direktor ließ er sich nicht beeindrucken. Ach, daß wir als Christen doch immer so an der Strippe, das heißt in Gottes Leitung und so auch unter Gottes Leitung blieben! Dann würde auch das Gebet Tersteegens Wirklichkeit: »In Wort, in Werk und allem Wesen sei Jesus und sonst nichts zu lesen!« Lebe evangelische Unmittelbarkeit, und dein Leben wird Frucht und Zeugnis!

Narben!

Im Umgang mit den jungen Christen hier, die vor kurzem noch drogensüchtig waren und nun in der Nachfolge stehen, fiel mir eine Geschichte ein, die ich einmal hörte: Ein Vater, der einen ungeratenen Sohn hatte, schlug bei jedem Vergehen einen Nagel in die Tür. Eines Tages kam der Sohn zum Glauben. In freudigem Dank zogen Vater und Sohn gemeinsam die Nägel aus der Tür. Als das alles geschehen war, wurde der Sohn plötzlich sehr traurig und sagte: »Die Nägel sind heraus, aber die Narben!«

Das gilt auch für viele unserer Sünden nach der Bekehrung. Die Sünden sind vergeben, aber die Narben bleiben noch. Anschaulich wird das besonders bei den gewesenen Drogensüchtigen. Da hängt noch so Manches leidvoll nach. Sie können sich so schwer in eine Ordnung eingewöhnen. Es ist, als ob sich je

und dann die ruhige Vernunft abschaltet. Deshalb können sie oft ihre Meinung spontan ändern. Es ist, als wenn ihr Unterbewußtsein meditiere. So sind sie auf einmal wie abwesend und werden den Anforderungen des Augenblicks nicht gerecht. Ach ja, die Narben bleiben. Aber sie heilen mit Gottes Hilfe aus.

Aus Fehlern soll man lernen

Wer hätte nicht schon in seinem Leben Fehler gemacht? Und wer brauchte nicht Korrektur? Mir ist so ein richtiger Streber, der immer und überall – auch bei jeder Schwierigkeit – glatt über die Hürden kommt, eigentlich immer ein wenig unsympathisch gewesen. Denn Fehler machen ist menschlich, ja kann einen sogar auch menschlich näher bringen. Wichtig ist nur, daß man aus seinen Fehlern lernt. –

Da wollte mir im letzten Krieg einmal eine Bauersfrau aus meiner Gemeinde eine Liebe erweisen. Es war auf einem Außendorf, auf dem ich zu tun hatte. Sie sagte: »Herr Pastor, Sie bekommen soviel Besuch. Darum habe ich ein Pfund Butter bei Seite gelegt; das möchte ich Ihnen schenken. Ihre Frau wird sich sicher darüber freuen.« Höchsterfreut sagte ich herzlichen Dank. Da wir tatsächlich grade wieder einmal Besuch hatten, lag nichts näher, als die Butter gleich nach Hause mitzunehmen. Wenn sie doch aus dem kühlen Keller kam, war sie ja im Augenblick ganz fest. Ich überschlug in Gedanken den Weg bis zum Pfarrdorf. Eigentlich müßte es gehen, obwohl draußen eine Gluthitze war. So steckte ich die Butter gut eingepackt in meine Hosentasche und setzte mich aufs Fahrrad. Zu meinem Unglück hatte ich aber nicht bedacht, daß durch die Stram-

pelbewegung auf dem Fahrrad auch die Butter in Bewegung geraten und dabei infolge der Körperwärme unweigerlich zum Schmelzen kommen müsse.

Tatsächlich: Nachdem ich ein Stück weit gefahren war, merkte ich zu meinem Schrecken an meinen Beinen, daß sie langsam aber sicher eingebuttert wurden. In der Tasche war schon alles Matsch. Zu allem Unglück kam außerdem noch einer meiner Bauern an mir vorüber, der etwas auf dem Herzen hatte. Er hielt mich an, und aus Höflichkeit mußte ich seine – wie mir schien – höchst unwichtigen Fragen mit Geduld anhören und beantworten. Dabei dachte ich im Geheimen immer an meine Butter. Aber was soll man in solcher Lage machen? Der Dichter sagt: Das Unvermeidliche mit Würde tragen. Als ich endlich zu Hause ankam, war buchstäblich die ganze Butter in der Hose, und meine Frau machte mir mit Recht Vorwürfe: »Wie konntest Du nur so unvernünftig sein!« Noch schlimmer als der an sich schon schmerzliche Verlust der Butter war, daß eine gute Hose draufgegangen war!

Nun soll man ja bekanntlich aus seinen Fehlern lernen. In diesem Fall war es leicht. Was den Buttertransport anbelangt, so war ich für alle Zeiten bedient und kuriert. Aber es gibt ja noch andere Dinge, die zum Mitnehmen gefährlich sind. Auch was zum Beispiel der Zeitgeist uns so – gewissermaßen auch geschenkweise – anbietet, kann gefährlich sein, kann uns in unserm Dienst schwer belasten, ja zu ernster Anfechtung werden und uns mehr Verlust als Gewinn bringen, gerade wenn wir es vielleicht im ersten Augenblick sehr gern annehmen, weil es sich so gut ausnimmt; weil es – wie jene Butter von der lieben Bauersfrau – unsern Wünschen so entgegenkommt. Auch, wenn zum Beispiel jener Bauer mich in dem Augenblick, als ich die schmelzende Butter in der Tasche hatte, vielleicht in einer ernsten seelischen Not befragt hätte, so wäre ich womöglich versucht gewesen, meine Butter in der Tasche ernster zu

nehmen als seine Lebensfrage. Wie sehr hätte ich mich dann versündigt!

Wie wichtig ist es also, daß wir Christen uns vor »Belastungen« hüten, auch wenn sie noch so »schmackhaft« erscheinen. Wie wichtig ist es vor allem, daß wir alles, was im Augenblick so gängig ist, daß es jedermann nachspricht, ernstlich prüfen, ob es vor Gott und seinem Wort standhält; ob es womöglich schadet statt bereichert oder uns gar die Freudigkeit und Vollmacht im Dienst nimmt. Hier brauchen wir vor allem die stete Korrektur, die aus geistlicher Bruderschaft und aus gemeinsamer betender Überlegung kommt.

Eine Seelsorge mit Vorbehalten jedenfalls, die – weil sie »Butter« importieren will – ihre Vollmacht verliert, verstärkt auf jeden Fall die Macht des Bösen und gerät in den Machtbereich der Hölle. So gilt es aus den Fehlern zu lernen.

Olympiade

Für die Jugend Griechenlands war die Olympiade immer das große Ereignis. Mit welcher spartanischen Askese wurde auf diesen Tag trainiert! Bei der Olympiade dabei gewesen zu sein, war schon eine große Sache, noch mehr, wenn man selber zur auserlesenen Mannschaft gehörte. Und das Allerbeglückendste: wenn man im Leben einmal den Siegeskranz erlangt hatte! Es wird berichtet, daß ein junger Grieche, als ihm der Siegeskranz feierlich aufs Haupt gesetzt wurde, in freudiger Erregung einen Herzschlag bekam.

Wahrlich, die Olympiade ist kein Spaziergang! Nur die Besten aller Länder sind gut genug, hier ihre Kräfte zu messen. In etwa kann ich das nachfühlen. Ich habe zwar nie für die

Olympischen Spiele trainiert, aber in jungen Jahren war ich im Turnverein. Ich erinnere mich, wie ich auf einem Kreisturnfest in Löhne im Wettlauf den ersten Preis bekam. Als ich morgens mit dem Zuge von Bünde nach Löhne fahren wollte, kam ich zu spät zum Bahnhof. So habe ich die etwa 15 Kilometer bis Löhne im Laufschrift zurückgelegt und kam gerade noch früh genug an. Es ist wohl verständlich, daß ich mich heute noch gern daran erinnere, wie ich nach diesem »Vortraining« noch den »Kranz« im Wettlauf bekam. – Aber was ist solch ein Fest gegen die Olympiade? Die Sieger hier sind ganz große Klasse unter den Spitzensportlern. Goldmedaillen haben ihre Gewichte für Völker und Länder. Wahrlich, eine Sache, die nicht zu übersehen ist!

Vielleicht hat der Apostel Paulus in Griechenland etliche Spiele miterlebt. Jedenfalls nimmt er im Korintherbrief die Olympiade in gleichnishafter Weise als Bild für einen anderen Wettlauf: »Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber nur einer erlangt das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreift!« (1. Kor. 9, 24)! Was will das besagen? Nun ich meine zunächst, daß der Siegespreis nur denen winkt, die *in den Schranken laufen*, und wiederum unter den Laufenden auch nur denen, die Elite sind und als Sieger durchs Ziel gehen. Das sind nur wenige, wobei wir nicht vergessen wollen, daß Gott will, daß allen Menschen geholfen werden soll.

Auch mit der Kirche ist es nicht anders: Jedermann weiß, daß die Volkskirche sich nicht mit der Gemeinde Jesu deckt. In der Bibel ist immer von der kleinen Herde die Rede, von der Jüngerschaft, der Bewegung, dem schmalen Weg. Aber gerade, weil Gott das Heil für alle Welt bereitet hat und bereithält, müssen wir auch immer die »ändern« mit im Auge behalten, die nicht mitkommen, zurückbleiben und doch auch ans Ziel kommen sollen. So geht es nicht an, daß ich in frommer Be-

schaulichkeit und Erbaulichkeit meine Zeit in einem frommen Lager absitze, sondern ich muß mit der ganzen Gemeinde zum missionarischen Dienst für Jesus antreten. Freilich darf ich dabei nie das eigene Training für mich höchstpersönlich vergessen. Denn das ist noch nicht entscheidend, daß ich bei der Bekehrung einmal angetreten bin, sondern darauf kommt es an, daß ich alle Energien meines Lebens vom Ziel her bestimmen lasse und mein ganzes Leben eine einzige Bewegung zum Ziel hin ist. Darauf kommt es an, daß ich auf die Köder der Hölle nicht anbeiße, daß ich meinen Leib betäube und zähme, daß ich nicht den andern predige und selbst verwerflich werde. Ja, hier gilt nun wirklich die Parole: Das Ziel ist alles, der Weg ist nichts. »Wer auch läuft und läuft zu schlecht, der versäumt sein Kronenrecht.« – Wie ist das mit deiner Bewegung, Gemeinde Jesu? Die Welt nimmt nur Christen in der Bewegung ernst. –

Nun aber wollen wir noch einen *Blick auf die Tribüne werfen*: Wie drängen sich da die Massen der Zuschauer und der Kritiker! Und wie steht es mit dieser Kritik heute, auch weithin bei der Jugend, in der man oft die einzige Begegnung mit dem Christentum hat? Alles wird hinterfragt, und das Schlimmste ist, oder vielleicht auch das Positivste, daß wir selber dauernd hinterfragt werden. Alles, was nicht echt ist, gilt nichts. Der gesicherte Raum für die Gläubigen war einmal. Die geistliche Frontsituation fordert uns Mann gegen Mann. Die Welt klopft wie bei Jona heute an die unterste Kabine. Gemeinde Jesu, hast du noch irgend etwas zu bieten? Mischen wir uns in politische Belange, lächelt man überlegen. Zweifellos sind die Kinder dieser Welt darin klüger als die Kinder des Lichts. Wohl sind wir auch da engagiert, aber doch nur nebenher. Bezzel sagt: »Wenn die Kirche den Dienst an den Seelen verliert, hat sie sich selbst verloren.« Dann wird sie wie Jona von den Kapitänen dieser Welt früher oder später, wenn sie sich nicht mehr als politischer Büttel eignet, ausgebootet.

Und nun meine Frage: Wie ist es mit dir? Läufst du in den Schranken, oder verplemperst du dein kurzes, enteilendes Leben auf der Tribüne? Zuschauer, immer nur Zuschauer! Weißt ganz genau, was der und der bei den Läufen für Fehler macht! Kritisierst, wenn er stürzt und fällt! Weißt vielleicht sogar genau, wie er es eigentlich machen müßte! Ach, laß dir sagen: All deine Verbesserungsvorschläge haben für die Leitung der geistlichen Olympiade des Herrn Jesus Christus nicht die geringste Bedeutung, wenn du auf der Tribüne bleibst. Nein, diese Weltstunde ruft nach geistlichen Revolutionären, Weckuhren Gottes, die von der Tribüne herunter rufen. Lieber straucheln und fallen, lieber Wunden und Striemen einheimsen! Nur nicht bloß zuschauen, sondern laufen, laufen! Tod dem Tribünenchristentum!

Über den Tag hinaus

Als ich konfirmiert wurde, war ich von dem Geschehen in der Kirche wenig beeindruckt. Die Freude, dem Schulzwang entronnen zu sein, war zunächst die bewegende des Tages. Sie wurde aber noch überhöht durch den Besuch meines Patenonkels, der mir eine wunderschöne Uhr schenkte. Das Herz schlug mir bis zum Halse, als ich die Uhr anlegte. Die doppelte Kette wurde so gehängt, daß sie jeder sehen konnte. Nicht frei von einem Stolz, der schon Angeberei war, ließ ich die Jacke offen. Man sollte mich doch ansprechen. Und so geschah es auch. Längst war die feierliche Handlung vergessen. Die Uhr war die Mitte des Konfirmationstages geworden. So mag es wohl einige Wochen gegangen sein, dann war die Uhr etwas Alltägliches. In welcher Schublade liegt sie heute eigentlich? Ich weiß es nicht.

Unvergeßlich ist mir die Stunde, wo ich die neunte Sinfonie von Beethoven zum erstenmal hörte, diese Musik, die heimwehkrank ist, die die letzte Grenze sucht, die faustisch-ringendes Menschentum deuten will. Gewaltig ergriff mich diese Musik. Als der Hymnus an die Freude kam, war ich so hingerrissen, daß ich glaubte, für lange Zeit von der Erhabenheit dieses Erlebnisses getragen zu werden. »Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.« So konnte ich mich beim Hinausgehen nicht enthalten, meinem Nachbarn zu sagen: »War das ein unvergeßlicher Abend!« Nüchtern und kalt lächelte der Mann überlegen. Dann brummte er: »Kann ich nicht finden, war für mich genauso, wie wenn eine Kuh brüllt.« Wie eine kalte Dusche hatte mich das Wort getroffen. Ich hätte dem Mann eine Ohrfeige geben können und dachte an das Wort Goethes: »Wenn du's nicht fühlst, du wirst es nicht erjagen.« Als ich am Abend zur Ruhe ging, war die Wirkung der neunten Sinfonie längst dahin. Der Mann hatte mir den Abend so vergällt, daß nichts als Verärgerung übrig blieb.

Vor einiger Zeit evangelisierte ich in einem Ort. Eines Tages wurde ich von einem Schloßbesitzer eingeladen. Am Portal des Schlosses empfing mich die Herrin. Wir gingen gemeinsam durch den Rittersaal. Das war ein Glanz, eine Pracht, die mich schier in Erstaunen setzte. Bewundernd glitt mein Auge über die Reichtümer dahin, die Stil und alte Kultur bezeugten. Schließlich blieb mein Blick an einigen Gemälden großer Künstler haften. »Was sind das für klassische Gemälde!« sagte ich etwas impulsiv zur Schloßherrin. Sie schwieg eine Weile. Ihre Augen schauten wie in weite Fernen. Dann erwiderte sie leise: »Das habe ich vor einigen Tagen auch noch geglaubt. Aber heute weiß ich: Das alles ist nichts wert ohne Jesus.«

Man kann Gott weder erklären noch beweisen. Aber ist nicht die Tatsache, daß unser Herz und Leben durch kein irdisches Gut völlig ausgefüllt wird, der Beweis dafür, daß Gott

unser Leben über den Tag hinaus ausgerichtet hat? Als der Herr Jesus seine Jünger vor der Kreuzigung fragte: »Habt ihr auch je Mangel gehabt?« sagten sie alle wie aus einem Munde: »Herr, niemals!« Hatten sie nicht oft in angefochtener Lage gestanden? Erscholl nicht im sinkenden Schiff der Ruf: »Herr, hilf uns, wir verderben!«? Und ob sie immer satt geworden waren? – Dennoch war dies Bekenntnis ein Glaubenszeugnis ohnegleichen. Jeder Mangel unseres Lebens hat seinen Grund in dem Unglauben.

Vor einiger Zeit fragte ich im Unterricht die Kinder, was wohl im 23. Psalm das wichtigste Wort wäre. Ein Mädchen gab die Antwort: »Das mein.« Nur der Glaube, der sagen kann: »Der Herr ist *mein* Hirte!«, erfährt auch die Wirklichkeit: »Mir wird nichts mangeln.« Paul Gerhardt singt:

Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden,
Du bist mein, ich bin dein, niemand kann uns scheiden.
Du bist mein, weil ich dich fasse und dich nicht,
O mein Licht, aus dem Herzen lasse.
Laß mich, laß mich hingelangen,
Da du mich und ich dich ewig werd' umfassen!

Nicht Schein, sondern Sein!

Luther hat darauf hingewiesen, daß die Gemeinde am Ende dieser Weltzeit »mitten drin« bleiben muß. Nur so ist sie Salz und Licht. Die Gemeinde Jesu muß sich heute im Katarakt einer weithin christusfeindlichen Welt wieder in missionarischer Bewegung bewähren. Was nicht krisenfest ist, hat seinen Lohn dahin. Nur ein Glaube, der Gott auf allen Straßen bezeugt, hat

die Kraft der Wiedergeburt zu einer lebendigen Hoffnung. Möchte alle fromme Routine in der Gemeinde Jesu mehr und mehr verschwinden! Christlicher Glaube wirkt überzeugend in Persönlichkeiten, die die Predigt des Evangeliums anschaulich machen. So gewiß, wie Gott in allem Geschehen handelt, steht doch außer Zweifel, daß er seine Sache durch Menschen zum Zuge bringt, die sich von ihm gebrauchen lassen. In allen Zeiten hat Gott seine Bauleute. Sie bauen nicht in den luftleeren Raum, sie bauen, wenn sie Vollmacht und Sendung haben, auf allen Straßen. Kurz vor seinem Tode bekannte der Evangelist Samuel Keller, daß ihm eigentlich am meisten die Sünde der versäumten Gelegenheiten das Sterben schwer mache. Am Jüngsten Tage wird der Herr sagen: »Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan!«

Wie leicht begnügen wir uns mit einem Allerweltschristentum, dem die Ganzheit des Opfers und die Völligkeit der Hingabe mangelt! Bezzel sagt einmal: »Wer am Jüngsten Tage dem Herrn sagen wird, er habe seine Pflicht getan, dem wird der Herr sagen, daß er nichts getan habe.« Nur der Glaube, der sich in missionarischer Bewegung bewährt, hat anvertraute Pfunde zum Wuchern gebracht. Vielleicht stehen am Ende dieses Jahres Schwestern und Brüder vor uns, an denen wir durch unser Versagen schuldig wurden. Sie suchten bei uns etwas von der Liebe Jesu, und da war nur fromme Selbstverliebtheit. Sie suchten bei uns die Kraft des Opfers, und da war nur kirchliche Routine. Sie suchten bei uns ein Wort in Vollmacht, und irgend ein Köder der Hölle verhinderte es. Wer kennt nicht die anklagenden Augen, die stummen Vorwürfe, die man nicht überspielen kann!

Herr, gib uns immer wieder die erneuernde Buße, die durch dich Frucht der Erweckung schafft!

Gleitende Inflation

Es gibt ein Wort, das man heute zum Überdruß hören kann. Viele, die nicht gerade mit Ideenreichtum begabt sind, versuchen mit ihm alle möglichen Experimente und geistlichen Akrobatikstücke. Man ist bemüht, in Kirche, Gemeinschaft und Glaubenswerken sogenannte neue Strukturen zu entdecken und zu schaffen. So richtig es auch im geistlichen Raume ist, daß wir, ohne die Fundamente des Glaubens zu gefährden, für alle neuen Möglichkeiten, die dem Evangelium Raum und Vollmacht geben, offen sein müssen, so gefährlich ist es aber auch, wenn man neue Strukturen sucht, die zur gleitenden Inflation führen und die geistliche Substanz gefährden.

Als ich neulich auf der Akropolis stand, deutete die griechische Führerin auf den Areopag (Marktplatz) und sagte: »Dort hat Paulus einmal gepredigt, aber er ist bei den Athenern nicht angekommen, weil er keine neuen Strukturen brachte.« Ich glaube, daß diese gute Seele schwer im Irrtum war. Denn wer im geistlichen Leben immer neue Strukturen sucht, kommt sehr leicht in geistliche Inflation hinein.

Als ich vor einigen Wochen in einer Klinik lag, fand bei den Patienten, von der Oberin veranlaßt, eine Abstimmung statt. Die Patienten sollten entscheiden, ob die Schwestern ihre Hauben ablegen sollten. Erfreut war ich, daß die Abstimmung so ausfiel, daß offenbar gegen die Meinung der Oberin, die Mehrheit sich für die Hauben entschied. Freilich kann sich hinter geistlichen Gewändern, hinter Kreuzen, Würdenzeichen und Schwesterntracht auch viel ungeistliches Wesen verbergen. Aber dennoch bin ich der Meinung, daß man in einem Krankenhaus eine Schwester auch in der Tracht schon vom andern Personal unterscheiden sollte. Kürzlich hörte ich, daß die Frau eines Oberkirchenrates in einer Frauenversammlung, wo sie ein Referat über Kindergärten hielt, erklärt hat, daß es den Kin-

dergärtnerinnen nicht mehr zumutbar sei, mit den Kindern zu beten. Die Kirche von Opa und Oma sei tot!

Immer wieder kommen Schwestern und Diakone zu mir, die in der geistlichen Umstrukturierung seelisch zugrunde gehen und austreten möchten, weil sie in dieser Umgebung ihr geistliches Leben verlieren. Das Traurige ist, daß diese geistliche Inflation, diese ständige Umstrukturierung den geistlichen Lebensraum so einengt, daß nur noch das geistliche Vorzeichen bleibt und man seelisch zugrunde geht und erstickt. Neue Strukturen, die sich nur in sozialer Betriebsamkeit erschöpfen, sich in der Kleidung dieser Welt gleichstellen oder gar noch weltlicher als die Welt erscheinen, büßen nicht nur ihre Zeugniskraft ein, sondern werden zum Verrat an der Sache des Evangeliums. Es ist ein Wahn, wenn man glaubt, man könne dadurch den Schwund im geistlichen Nachwuchs auffangen, daß man, wie es die Oberin eines Diakonissenmutterhauses tat, erklärt, der Segenswunsch zum neuen Jahre sei für die heutigen Schwestern nicht mehr am Platz.

Das Unheimliche ist, daß viele diese geistliche Inflation gar nicht merken oder merken wollen. Wo keine Vollmacht und kein heiliger Geist ist, wird alles zur Betriebsamkeit und zum organisierten Leerlauf, der nur Erfolge bucht, weil er keine Frucht findet. Es wird vielleicht bald die Zeit kommen, wo die Gemeinde Jesu, wie Luther sagt, mitten im Hurenhaus leben muß. Aber auch in solchen Lagen wird das Kreuz Christi bei denen, die unverrückt bei ihm bleiben, auch mitten in der gleitenden Hölleninflation gelebtes Bekenntnis sein. Christen sind Zeichen Gottes in dieser Welt in Wort, Wandel und Kleidung, in einer Wiedergeburt, die geschenkte Natürlichkeit gibt.

Mit dem Düsseldorfer Kirchentag ging nicht nur dieser selbst, sondern – wie zu fürchten steht – auch die Glaubenssubstanz der Kirchentage zu Ende. Die weltlichen Zeitungen sehen das viel nüchterner als die kirchliche Presse und buchen den im Grunde

organisierten Leerlauf. Was man der Jugend anbot, ist eine retuschierte Weltlichkeit, bei der die Sünde namenlos bleibt. Man trinkt, man tanzt und – ist das nicht ein Hohn? – man betet! Aber grenzt das nicht in solchem Rahmen an Gotteslästerung? Noch sehe ich vor mir die Bilder einer Jugend, die im Sonntagsblatt von Lilje veröffentlicht wurden. Wenn ich die Ekstase in diesen Gesichtern recht deute, kann ich nur sagen, daß die gleitende Inflation hier zum Judaskuß wird. Der Tag des Herrn steht vor der Tür. Das Gericht im Hause Gottes wird furchtbar sein.

Konfirmandenstunden

In meinem pfarramtlichen Dienst waren mir die Konfirmandenstunden immer eine Freude. Besonders war ich dankbar, wenn ich das Vertrauen der Kinder hatte. Es ist merkwürdig, wie gerade die Kinder ein Gemerk für geschenkte Autorität haben.

Während des Krieges stellte ich im Unterricht einmal einen Jungen zur Rede, weil er am Sonntag die Kirche nicht besucht hatte. Ich halte den Kirchgang, auch wenn er nur traditionell ist, für einen Konfirmanden für absolut richtig und wichtig. Es gibt eine Tradition, die bewahrende Kraft hat, und wir sollten sie festhalten, solange wir können. Auf meine Frage, warum er nicht zur Kirche gegangen sei, gab er zunächst keine Antwort. Als ich auf eine Erklärung drängte, wurde er immer unruhiger, und schließlich meinte er: »Das kann ich Ihnen nur ins Ohr sagen.« Ich winkte ihn zu mir, und er flüsterte mir ins Ohr: »Mein Vater hat Sonntag eine Schwarzschlachtung gemacht, und ich mußte ihm helfen. Aber Sie werden das ja nicht weitersagen.« Auf alle Fälle habe ich mich über dieses

Vertrauen, wenn auch die Sache nicht rechtens war, gefreut.

Ein anderes Mal pfiff ich einen Jungen im Unterricht ziemlich scharf an, weil er seine Aufgaben nicht gemacht hatte. Als ich ihm vorhielt, was alles passieren könnte, wenn er so weiter mache, stand plötzlich sein Nachbar auf, kam zu mir und meinte: »Herr Pastor, er kann nicht schalten, aber ich rate Ihnen: Regen Sie sich nicht auf, das tut Ihrem Herzen nicht gut.« Auf alle Fälle war ich erfreut über das Vertrauen.

Gern gedenke ich auch an eine Konfirmandenprüfung. Alle Kinder hatten eine Frage beantwortet; nur ein einziger hatte noch keine Antwort gegeben. Er war wirklich nicht mit Geistesgaben gesegnet. Als letzter wurde er von mir aufgerufen, und ich sagte: »Nenne mir eins der sieben Kreuzesworte, das für Dich vielleicht das wichtigste ist.« Spontan gab er die Antwort mit einem tiefen Seufzer: »Es ist vollbracht.« Die ganze Kirche brach in schallendes Lachen aus.

Zum Schluß noch eine Erinnerung. Einer meiner Konfirmanden war der Sohn eines Rechtsanwaltes. Er ist heute ein führender Mann bei der Lufthansa. Als ich vor Jahren durch einen schweren Autounfall lange im Krankenhaus lag, wartete er mit seiner Hochzeit so lange, bis ich mit meinen gebrochenen Beinen, an Krücken gehend, ihn trauen konnte. Er hängt offenbar mit einer rührenden Verehrung an mir. Der Grund ist aber ein merkwürdiger. – Als er noch mein Konfirmand war, lebte er schon in der Leidenschaft der Fliegerei. In der Jungscharstunde, die er im CVJM hielt, kam er eigentlich – außer in der Andacht – über tolle Fliegergeschichten nicht hinaus. Längst hatte ich bemerkt, daß er während des Unterrichts unter seiner Bibel immer einen Fliegerroman liegen hatte. Lange ließ ich es scheinbar ungesehen hingehen. Nun hatte ich den Kindern gesagt, daß ich sie niemals im Unterricht hart strafen würde. Nur – so hatte ich ihnen in der ersten Stunde erklärt – würde ich ihnen drei handfeste Mauschellen geben, wenn sie mich

belügen würden. Ich hätte – so hatte ich gesagt – für alles Verständnis, auch für Faulheit, nur nicht für Lügen.

Als der Vorgenannte sich nun in einer Stunde allzu sicher glaubte und in einer gewissen Scheinheiligkeit durch die Bibel seinen Roman las, stellte ich die Frage: »Hast Du unter Deiner Bibel noch ein Buch?« Im ersten Schreck verneinte er. Ich behielt ein Auge auf die Bibel und ließ ihn eine Weile in seinem Fett schmoren. Dann ging ich den Gang hinunter, und mit einem Griff hatte ich den Roman. Ich sagte: »Du kommst nachher in mein Arbeitszimmer!« Als er nach der Stunde bei mir war, war er sehr verlegen. Ich fragte ihn, ob er mir etwas zu sagen habe. Er bat mich um Vergebung. Ich fragte weiter: »Glaubst Du, daß es damit genug getan ist?« Er sagte: »Nein, ich möchte noch mit Ihnen beten.« So falteten wir die Hände. Er betete als erster: »Herr, ich habe gelogen. Vergib mir! Aber gib dem Pastor jetzt die Kraft, daß er sein Wort hält und mir drei herunterhaut! Ich habe sie verdient!«

Das hatte ich nicht erwartet. Als ich aber gebetet hatte, stellte er sich wie ein Lamm hin und sagte: »Herr Pastor, tun Sie Ihre Pflicht!« Ich gab ihm drei Backpfeifen, nahm ihn dann in den Arm und gab ihm einen Versöhnungskuß auf die Stirn. Nun führte ich ihn zu meinem Bücherschrank und sagte: »Such Dir ein Buch aus, das Dir gefällt! Ich schenke es Dir.« Seine Mutter hat mir erzählt, daß er genauen Bericht gab, aber gesagt habe, dem Herrn Pastor hätten die Schläge mehr wehgetan als ihm. Die Mutter sagte mir auch, daß er auf mich mehr hielte als auf seine Eltern. Er hat nur einen Wunsch: Mich demnächst nach Afrika zu fliegen.

Nun, was will ich sagen: Es gibt Liebesschläge, die nicht weh tun, sondern die heilsam und fruchtbar werden. Ist es nicht im Glauben auch so? Wie könnte sonst das Wort der Bibel stimmen: »Welche ich liebhave, die strafe und züchtige ich« (Offb. 3, 19).

Die Uhr Gottes

Es gibt eine Uhr Gottes, die anders geht, als unsere Uhren gehen. Unsere Uhren gehen nach dem Gesetz der Zeit; Gottes Uhr geht nach dem Gesetz der Ewigkeit. Unsere Uhren gehen – wenigstens bilden wir es uns so ein – nach unsern Wünschen und Träumen. Gottes Uhren gehen nach dem Wort: »Was ich tue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren!« (Joh. 13, 7). Warum das so ist, hat uns Gott durch seinen Propheten sagen lassen: »*Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken*« (Jes. 55, 8 und 9). Hier wird die Differenz zwischen der Uhr Gottes und unserer eigenen offenbar. Solange wir leben, gehen beide Uhren immer verschieden. Gleich werden sie erst im Stundenschlag der Ewigkeit gehen, wenn die Stunde der Vollendung geschlagen hat.

Ganz klar wird dieser Unterschied dem, der Jesus als den Sohn des lebendigen Gottes erkannt hat. Denn Jesus war sozusagen die »Uhr Gottes« in Person. Darum nennt die Bibel sein Kommen »die erfüllte Stunde«. Es ist die Stunde, da es Zeit ist, aufzustehen vom Schlaf, weil Gottes Heil nahe ist, die Nacht vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen (Röm. 13, 11). Diese »erfüllte Stunde« schlägt in Christi Geburt, wie wir es bei Jesaja lesen: »Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft liegt auf seiner Schulter, und er heißt Wunder – Rat, Gott – Held, Ewig – Vater, Friedefürst« (Jes. 9, 5). Deutlicher kann man die Einzigartigkeit seiner Person kaum zum Ausdruck bringen. Denn so etwas gibt es sonst auf Erden nicht.

Wenn ich versuchen wollte, die Einzigartigkeit dieser Gottessohnschaft in Worte zu fassen, so müßte ich vor allem den

unendlichen qualitativen Unterschied nennen, der die Person Jesu himmelweit von allen anderen Menschen trennt. Er ist eben nicht, wie etwa Heinz Zahrnt meint, »Sohn unter Söhnen«, sondern der »eingeborne Sohn vom Vater, voller Gnade und Wahrheit« (Joh. 1, 14). Darum lebte Jesus im Gegensatz zu uns immer »in der Uhr Gottes«. Er wußte stets, wann »seine Zeit« vom Vater her gesehen gekommen oder noch nicht gekommen war. Darum gibt es im Leben Jesu von der Krippe bis zum Kreuz auch keine Bruchsituation. »Meine Augen sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.« –

Wann ist je ein Mensch über die Erde gegangen, der mit zwölf Jahren gesagt hätte: »Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?« Wann ist je ein Mensch um der Menschen willen so heimatlos gewesen, wie er, daß er von sich sagen muß: »Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege?« Wann hat je ein Mensch so geseufzt wie er? Mag man auch die Einzigartigkeit Jesu in der modernistischen Theologie als Legende abtun, so läßt sich doch nicht leugnen, daß zehn Apostel und nach ihnen ungezählte Christen für diese Wahrheit zu Märtyrern geworden sind.

Es ist natürlich durchaus verständlich, daß man von diesem Jesus – wie es ja auch im Evangelium geschieht – gesagt hat: »Er ist von Sinnen.« Es ist mir aber nie verständlich gewesen, daß man Jesu Person und Werk zur Mittelmäßigkeit eines Religionsstifters herabwertet, wobei meist nur der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Nein: Jesus war entweder – wie er gesagt hat – der Sohn Gottes, oder er war von Sinnen. Er war entweder das Ende aller Religionen und die Uhr Gottes, die allein richtig geht, oder er war die größte Täuschung und Selbsttäuschung der Menschheitsgeschichte. Ein Drittes gibt es nicht. Nur so kann man ihm und dem, was von ihm ausgegangen ist, gerecht werden.

So ist Jesus ein für allemal zur Testfrage Gottes an die Menschen geworden. Kierkegaard hat sie stellvertretend für uns alle in klassischer Weise beantwortet, wenn er sagt: »*Christentum ist die Mitteilung einer neuen Existenz. Christentum ist das Ende aller Religionen. Christentum ist die erfüllte Stunde überhaupt. Christentum ist das Ende im falschen Bezug. Christus ist die erfüllte Wirklichkeit. In ihm nur ist Leben und volles Genüge.*«

Wenn man Jesus in die Zeitenuhr, in menschliche Kategorien, in menschliches Erfolgsdenken einordnen wollte, so muß man, wenn man die Evangelien mit offenen Augen liest, feststellen, daß er einfach nicht einzuordnen ist. Seine Jünger, die Fischer von Galiläa, konnten es nicht, und seine leibliche Mutter konnte es auch nicht. Als sie ihn in ihrer mütterlichen Autorität beeinflussen, als sie ihn in dem Wissen, daß er das schöpferische Wort war, bestimmen wollte, den Hochzeitsleuten von Kana in ihrer Verlegenheit zu helfen, gab er ihr die Antwort, die ihn ein für allemal auf das andere Ufer stellt, wo sonst nur Gott steht: »Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen!« So hat Jesus immer in der Stunde Gottes gelebt. Das macht die Einmaligkeit seiner Sendung aus. Nur in der Stunde Gottes sah er die Möglichkeit, den Willen des Vaters zu erfüllen. Darin unterscheidet er sich von allen Erdgebornen. Er war in Wirklichkeit die bruchlose Existenz, der zweite Adam, wie Paulus ihn nennt. In ihm ist die Zeit für immer erfüllt.

Die Gottessohnschaft Jesu zeigt und vollendet sich in seinem absoluten Gehorsam bis hin zum Kreuz, ja bis hin zum Ja zur Gottverlassenheit, in der ihm nur noch betendes Stöhnen blieb. Camus hat völlig recht, wenn er in dieser Grenzsituation der Menschheit überhaupt das Verständnis für Jesus sucht. Er sagt: »Die einzig echte Frage, die die Menschheit überhaupt hat, hat Jesus durchlitten und durchstanden: »Mein Gott, warum hast

du mich verlassen?« So wurde die Menschheitsfrage zu Jesu Kreuzesfrage. Die Antwort darauf gab Gott am Ostermorgen. Darum ist Ostern für uns die alles entscheidende Glaubens-tatsache, ja letzten Endes die Lösung aller unlösbaren Fragen und Rätsel. Nur in Jesu Auferstehung, die auch unserm Leben und Sterben erst letzten Sinn und letzte Hoffnung gibt, wird auch die schreckliche Kreuzesfrage gelöst. Darum sagt auch der Apostel: »Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten . . .« (1. Kor. 15, 19 u. 20). Die Frage, ob wir Ostern so annehmen, entscheidet darüber, ob wir eine lebendige Hoffnung haben oder nicht.

Hat Jesus Martha lieb?

Die Frage, die am Ende dieses Buches zur Debatte stehen wird, ist die, ob es denn stimmt, daß »denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen«, oder, um es noch schärfer zu formulieren, die Frage, ob wir es Gott wirklich abnehmen können, wenn er sagt: »Welchen ich lieb habe, den strafe und züchtige ich.« Ich will versuchen, so gut ich kann, deutlich zu machen, daß und warum die Liebe Gottes auf unsere Nöte anders reagiert, als wie es menschliche Liebe tun würde. Dazu möchte ich den Leser bitten, jetzt das elfte Kapitel des Johannesevangeliums zu lesen. Und wenn er es gelesen hat, möchte ich ihn bitten, mit mir den Schlüssel zu suchen, den offenbar der Lieblingsjünger Jesu zu diesem Kapitel gefunden hat.

Darf ich versuchen, die Situation zu vergegenwärtigen, um die es hier geht? Nach den evangelischen Berichten war Jesus

je und dann in Bethanien. Es war gewissermaßen für ihn so eine Art Sommerfrische oder Erholungsurlaub. In Bethanien konnte er einmal ausruhen. Dort konnte er tief Atem holen. Drei Menschen werden uns hier vorgestellt. Ein Kleeblatt: Maria, Martha und der Bruder Lazarus. Zweifellos war Lazarus der Ernährer. Wir wissen nicht, wie es zur Bekanntschaft mit Jesus gekommen ist. Aber die Kontakte waren offenbar so, daß Jesus immer einmal wieder seine Mußestunden in Bethanien verbrachte.

Über einen dieser Besuche berichtet auch Lukas: Alle sind sie über Jesu Kommen erfreut. Maria läßt alle Arbeit liegen, setzt sich zu seinen Füßen nieder und nimmt, wie ein trockener Schwamm das Wasser, jedes Wort in ihr Herz auf. Sie hat offenbar die einzigartige Bedeutung des Besuches verstanden. Martha benutzt die Zeit, für den verehrten und geliebten Gast alles, was Küche und Keller bieten, zu einem festlichen Mahl zu richten. Unwillig sagt sie zu Jesus: »Herr, fragst du nicht darnach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife!« Was mag sie wohl zu Jesu überraschender Antwort gedacht haben: »Martha, Martha, du machst dir viel Sorgen und Mühe. Eins aber ist not: Maria hat das gute Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden!« Sicher war sie in diesem Augenblick zutiefst von Jesus enttäuscht.

Und wie kam es dazu, daß die Minuten von Maria für das Wichtigste genutzt wurden, während die Zeit für Martha bei all ihrer Tüchtigkeit letztlich doch zum Leerlauf wurde? Nun, das Geheimnis liegt in der Person Jesu selber: Maria hatte Zeit, weil sie in Jesus die Ewigkeit erlauschte, Martha verlor die Zeit, weil sie nur vom Irdischen her dachte. Ist dies nicht eine der ernstesten Gefährdungen für die Menschen unserer Zeit, daß viele meinen, Kirchengehen, Bibellesen, Beten und dergleichen sei verlorne Zeit? Wenn ich je und dann an junge innerlich

aufgewachte und zu Christus erweckte Menschen die Frage richte, warum sie nicht mehr zum Tanzen gehen oder nicht mehr ihren früheren Süchten verhaftet seien, so erhalte ich manchmal überraschende Antworten. Die erstaunlichste bekam ich neulich: »Wir haben durch Jesus eine neue Zeit bekommen.«

Und nun ergibt sich die Frage: Wie kann man einem Menschen, der immer meint, die Frommen seien engstirnig und er selber würde bei Christus die Erfüllung seines Lebens verlieren, davon überzeugen, daß ganz im Gegenteil nur bei Christus ein wirklich erfülltes, sinnerfülltes, glückerfülltes Leben zu finden, daß ohne Christus sein Leben im Grunde eine gelebte Lüge ist?

Der liebe Gott macht es mit uns offenbar so wie der Schäfer, wenn ein Lamm eigenwillig eigene Wege gehen will: Er schlägt es. So gewinnt auch die Liebe Gottes, wenn er uns auf einem falschen oder gefährlichen Weg sieht, oft – wie hier in der Antwort Jesu an Martha – eine scheinbare Härte, die wir in ihrem Zugriff oft nicht verstehen. – Hier liegt, wie ich glaube, auch der Schlüssel zum Verständnis für Jesu Handeln im elften Kapitel des Johannesevangeliums, in dem uns die Geschichte von der Krankheit, dem Sterben und der Auferweckung des Lazarus berichtet wird. Ich sehe diesen Schlüssel vor allem im 5. Vers: »Jesus aber hatte Martha lieb und ihre Schwester und Lazarus.«

Bemerkenswert erscheint hier zunächst die Reihenfolge, in der die drei Geschwister genannt werden: Martha steht an erster, Lazarus an letzter Stelle. Manche meinen, daß man an dieser Reihenfolge ablesen könne, wer Jesus am nächsten steht, bzw. am wichtigsten ist. Danach wäre es Martha, über deren Verhältnis zu Jesus wir nach dem zuerst erwähnten Bericht des Lukas ganz anders denken würden. Aber vielleicht zeigt es sich hier wirklich, daß es bei Gott und seiner Liebe eben ganz anders zugeht, als bei uns: Martha, die doch offen-

bar am weitesten von der Erkenntnis Christi entfernt ist, steht hier der Liebe Jesu am nächsten. Maria, die zu den Füßen des Herrn kniete und in ihm offensichtlich die Mitte des Lebens gefunden hat, so daß sie gar nicht genug von ihm hören, ihm gar nicht nahe genug sein kann, ist im Gesichtswinkel des Johannes zweitrangig. Lazarus, der schon so nah am Sterben ist, daß von ihm nur noch in der Umschreibung gesprochen wird: »Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank«, ist schon reif für den Himmel. – Wie es nun auch immer sei, jedenfalls steht hier: »Jesus hatte Martha lieb.« Es scheint sich also mit der Liebe Gottes wirklich genau umgekehrt zu verhalten als mit der unsrigen. Sie wächst offensichtlich im Quadrat unserer Entfernungen von ihm. Gott sucht vom Kreuz Jesu her immer die letzte Reihe.

Es geht also in dieser Geschichte offenbar zunächst nicht um die jammervolle Enttäuschung, die der Tod des Bruders den beiden Schwestern bereitete. Oder war es etwa keine Enttäuschung, als Jesus immer wieder gebeten wurde, und doch nicht kam? Nein, Jesus läßt sich durch die Bitten der Schwestern nicht bestimmen. Sie glaubten – und wahrscheinlich die Martha am meisten – daß Jesus als ihr Freund sozusagen verpflichtet sei, ihren Bruder gesund zu machen. Wie anders geht doch Gottes Uhr! Jesus läßt Lazarus sterben. Ja, er kommt nicht einmal zur Beerdigung. Erst als drei Tage vergangen waren und Lazarus in Verwesung und Modergeruch überging, kommt er nach Bethanien.

Als Martha jetzt hört, daß Jesus kommt, geht sie ihm entgegen. Ihre Erschütterung macht sich in dem Wort Luft: »Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!« Klingt das nicht so wie ein Vorwurf? Fast so, als sei Jesus am Tod ihres Bruders schuld. Es ist, als wollte sie sagen: »Du hättest ihn retten können, aber du hast nicht gewollt!« Natürlich kann Jesus jetzt noch alles wiedergutmachen. Martha weiß,

daß er die Macht dazu hat: »Aber auch jetzt noch weiß ich, daß, was du von Gott bittest, das wird Gott dir geben.«

Nicht wahr, die versteckte Aufforderung ist deutlich! Aber wieder wird sie von Jesus enttäuscht. Denn was soll ihr seine Antwort für ein Trost sein: »Dein Bruder wird auferstehen!« Natürlich, das weiß sie auch: »Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am Jüngsten Tage.« Man meint, man höre sie förmlich im Hintergrund denken: Aber was nützt mir das jetzt? Und dieser Allerwelts Glaube einer toten Rechtgläubigkeit ist ja in diesem Augenblick wirklich ein schwacher Trost. Wenn Martha nicht glauben kann, daß mit Jesus in diesem Augenblick schon die Ewigkeit und damit das ewige Leben gegeben ist, so nützt ihr die Hoffnung auf den Jüngsten Tag wirklich wenig. Genau so wenig, wie denen, die auf ihre Särge »Auf Wiedersehen!« schreiben, und dabei gar nicht an die Ewigkeit, sondern nur daran denken, wie sie die Liebsten, die Gott ihnen genommen hat, wieder in die Arme schließen können. So traut auch Martha dem gegenwärtigen Augenblick nicht die Ewigkeit zu, die er in Jesus tatsächlich jetzt schon hat.

Nun aber sagt Jesus ihr und uns das entscheidende Wort: *»Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das?«* In dieser Testfrage: »Glaubst du das?« liegt die ewigkeitliche Entscheidung. Hätte Martha jetzt gesagt: »Herr, gib mir erst den Bruder wieder, dann will ich glauben«, dann wäre der Sarg des Bruders bestimmt zu geblieben. Aber Martha schaut in diesem Augenblick – und das ist für uns alle wichtig – nicht ins Grab, sondern auf Jesus, in dem sich auch die Frage nach dem toten Bruder löst. Sie schaut auf Jesus, und in diesem Augenblick wird ihr die Gnade geschenkt, sich selber zu verlieren, um Christus zu gewinnen. Und so stammelt sie die vier Worte, auf die nun alles ankommt: *»Ja, Herr, ich glaube!«*

Mit diesen vier Worten hat sie den Grenzübergang erreicht, an dem Paulus vor seiner Hinrichtung sagt: »Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich aus nach dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus« (Phil. 3, 13).

Und was ist das Große, das Martha nun endlich glauben kann? Sie sagt: »Ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes.« Diese Aussage mögen die Leute nun – wie sie es heute gern tun – geringschätzig als »dogmatisch« (und das heißt in ihren Augen als unwichtig!) abtun. Für Martha wie für uns ist es fröhliches Lebensbekenntnis, in dem alles, was wir zum Leben und zum Sterben brauchen, enthalten ist.

Warum also mußte Lazarus erst sterben, ehe Jesus kam? Ich würde meinen, damit Martha zum Glauben kommen sollte. Ohne den Sarg ihres Bruders wäre ihr Leben nur im irdischen und menschlichen Denken verhaftet geblieben. Die Wirklichkeit der anderen Welt und der anderen Zeit von Gottes Uhr wäre ihr nicht aufgegangen. Ist das nicht eigentlich unglaublich, daß Martha in dem Augenblick, in welchem sie Christus als die Erfüllung ihres Lebens erkennt, sogar den Sarg des Bruders vergessen kann? Gänzlich eingenommen von der Stunde Gottes, die für sie in Christus geschlagen hat, läuft sie zu ihrer Schwester und ruft ihr zu: »Der Meister ist da. Er ruft dich.« Nun merkt auch Maria, was die Uhr für ihre Schwester geschlagen hat. Jetzt gehen sie gemeinsam in einem andern Zeitmaß, nach einer anderen Uhr.

Jesus und Martha – Jesus und wir. Er schenkt einen neuen Horizont, schenkt auch uns eine völlig neue Zeit und damit echte Sinnerfüllung des Lebens.

Der Wolf von Lichtenmoor

Eine dunkle Frage verbarg sich hinter rätselhaftem Geschehen. Die ganze Gegend hielt den Atem an. Laufend berichteten die Zeitungen von schauerhaften Dingen. Da lagen morgens auf den Weiden die Schafe zerrissen und tot, einige Tage später ereignete sich das gleiche bei einer Herde Großvieh. Wenn man die Tiere todwund vorfand, waren ihnen oft Fleischstücke wie mit scharfen Messern aus den Weichteilen geschnitten. Angst und Schrecken lagen wie eine Lähmung über unserer Gegend. Frauen und Kinder fürchteten sich, am Abend noch hinauszugehen und vermieden es, vor dem Morgengrauen sich zum Melken aufzumachen. Ein unheimlicher Feind wohnte getarnt im Dunkeln. Niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte, wer er war, oder was immer er im Sinn haben mochte.

Viele Wochen hatte dieser Zustand gedauert. Einige Spuren, die aber nicht eindeutig waren, legten die Vermutung nahe, daß der Übeltäter ein wildes Tier sein mußte. Beherrzte Männer lagen nächtelang auf der Lauer; sie bekamen nach langen vergeblichen Bemühungen das Tier endlich zu Gesicht und berichteten, es müsse ein Wolf sein. Förster und Jäger versuchten, ihn zu überraschen und zu erlegen. Wie geschickt man aber auch dem Tier eine Falle legen wollte, mit unglaublichem Spürsinn wich es aus. Manche Jäger wurden müde und gaben auf. Es schien ein hoffnungsloser Fall zu sein. Zu den Unentwegten, die nicht aufgaben, zählte ein bekannter Jäger. Er war gleichzeitig Kirchenvorsteher meiner Gemeinde. Mit unendlicher Geduld pirschte er Nacht für Nacht in den Kiefernwäldern umher. Und wahrhaftig, in der Dämmerung eines Morgens bekam er blitzartig den Wolf zu Gesicht. Noch schneller, als der Wolf entweichen konnte, war seine Büchse im Anschlag, und der tödliche Schuß traf ihn. Ein Gedenkstein, der von der

angstbefreiten Bevölkerung gestiftet wurde, ehrt den tapferen Jäger des Wolfes vom Lichtenmoor.

Jesus hat in der Rede vom guten Hirten (Joh. 10) von dem Wolf gesprochen, der in seiner Unheimlichkeit und Verschlagenheit nur dem Auge Jesu ganz erkennbar ist. Tag und Nacht liegt er auf der Lauer, um in die Herde Gottes einzubrechen. Er kommt niemals durch die Tür, die das Siegel Gottes trägt (Joh. 10, 7), er schleicht immer auf verbotenen Wegen ins Heiligtum. Solch ein Verderber der Gemeinde wäre ohne seine Maske leicht zu erkennen. Die Kirchengeschichte aber lehrt, daß gerade er oft in Gestalt eines Engels des Lichtes erscheint und in der heiligen Verkleidung am verheerendsten mordet. Man muß schon sehr wachsam sein, um in dem höllischen Stimmengewirr der dämonischen Unruhe unserer Tage die Stimme des guten Hirten noch zu hören. In der Stunde des Antichristen wird nur noch ein geistgeschärftes Ohr untrüglich die Stimme des guten Hirten von der des falschen Propheten unterscheiden können. Gemeinden, die keine besondere kirchliche Tradition haben, haben dafür ja den Vorteil, daß sich hier die Gegensätze von Licht und Schatten schärfer abheben und die Nachfolge nicht in bequemer Mittelmäßigkeit auf breiter Straße möglich ist. Wenn aber die Erweckung kommt, so ist dann auch gleich der Wolf da. Er haßt nichts so sehr wie den Namen Jesus. Erstaunlich scharf erkennt man dann sein wahres Gesicht. Der Wolf zerstreut und erhascht die Schafe. Er verübt Seelenmord.

Meine Gedanken gehen Jahre zurück. Ich sehe vor mir einen meiner Konfirmanden. Wie lauschte er auf das Wort im Unterricht! Wie war er vor der Konfirmation erweckt! Als ich ihn fragte, ob er nicht auch dem Herrn Jesu gehören wolle, gab er die Antwort: »Ich möchte schon . . . aber die andern im Dorf!« Nach der Konfirmation kam er schnell in den Sog, der abgründige Tiefen hat; kein menschliches Wort konnte ihn dort mehr erreichen. Eines Tages beging er an einem Kinde ein Sittlich-

keitsverbrechen. Er ermordete und verscharfte es im Wald. Wie von Furien der Hölle getrieben, floh er. Aus dem fünften Stock eines Hochhauses sprang er in den Tod. Wer mit dem Wolf paktiert, ist dem Mörder und Lügner von Anfang an verfallen.

»Der Laster Bahn ist anfangs zwar
ein Weg auf grünen Auen.
Allein sein Fortgang birgt Gefahr,
das Ende Nacht und Grauen.«

In der Aussendungsrede (Matth. 10) hat Jesus den Jüngern den Weg der Nachfolge als Durchbruch zur Wirklichkeit erklärt. Kein Wunder, wenn der Feind den Weg der Nachfolge mit allen Barrikaden zu verriegeln sucht! Nun stimmt es zwar, daß die Nachfolge Jesu alles andere als ein gemütlicher Spaziergang ist. Das Leben in der Geborgenheit, die der Name Jesu gibt, ist eben zugleich ein gefährliches und auch ein gefährdetes Leben. Die wahre Kirche steht immer in der größten Angefochtenheit: »Bedenket wohl, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe; darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!« (Matth. 10, 16). Die kommenden Tage werden die Krisis aller traditionellen Gläubigkeit bringen. Ein frömmelndes, nur erbaulich süßes Christentum, wird ebenso im dämonischen Gefälle der Stunde zerbrechen wie ein Christentum, das die Gnade so billig macht, daß sie niemand mehr ernst nimmt.

Nun ist es zwar nicht nötig, daß man den Wolf in der Verkündigung durch unbedachtes Reden und Handeln reizt. Aber die Sünde hat Namen, und wir sollten sie deshalb auch beim Namen nennen. Doch wehe uns, wenn es uns an der Barmherzigkeit für den Sünder mangelt! Andererseits ist es für den Seelsorger so leicht und so billig, sich bei den Kindern dieser

Welt beliebt zu machen. Wer sich aber in diesem Sinne anbietet und das Ärgernis vom Kreuz billiger verkauft, als es ist, verrät den Herrn. Nur im Rachen des Wolfes behält die Gemeinde Jesu Vollmacht. Der verborgene Sinn aller Anfechtung liegt, um das Wort Hölderlins zu gebrauchen, darin, daß in der Gefahr das Rettende wächst.

Christen brauchen sich deshalb nie über Langeweile zu beklagen. Sie leben zwar das gefährliche Leben, das Leben der Verkennung und der Angefochtenheit. Sie leben es aber nicht als Abenteuer. Sie leben es mit dem Herrn Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Die Kirche Jesu ist das Wunder Gottes in dieser Welt. In der Anfechtung durch den Wolf erfährt die Kirche auch die richtige Unmittelbarkeit und Nähe zu Gott. Sie war das eigentliche Geheimnis der Vollmacht Luthers. Wie fein hat das Bezzel gedeutet: »Wir gedenken mit viel Dank und Ehrerbietung eines armen Mönches. Es hat viel Gelehrtere gegeben, als er war, Melanchthon war reicher begabt, Calvin schärfer im Denken und im Wort. Es hat viel Kunst-sachverständigere, weit Beredtere, größeren Blicks Teilhaftigere gegeben, aber es hat sich in Jahrhunderten keiner so unmittelbar zu Gottes Wort in Verheißung und Geheiß gestellt wie dieser Mann. Ihm war Gottes Wort buchstäblich. Er fragte nicht, ob es Abraham galt oder Daniel, er nahm es heraus aus dem Leben der Beschränkung und nahm es für sich. Er hat aus jedem Gottes Wort einen Gruß an sich genommen. Im drohenden Wetter und Sturm einen Trost für seine Seele. Jede Verheißung galt ihm. Und jedes Geheiß war ihm gesprochen. Weil er nun eine ganze Welt, in der er lebte, vergaß; die ganze Welt, die ihn gebar, versäumte und sich ganz unmittelbar zu Gott stellte, sich ganz auf ihn warf, darum hat ihn der Herrgott gesegnet.« (Dienst und Opfer, 2 T., S. 283)

In dieser unter dem Kreuz geschenkten Unmittelbarkeit liegt das Geheimnis der Jünger Jesu, das Geheimnis des wahren Le-

bens, verborgen: »Ich aber bin gekommen, damit die Schafe Leben und überfließende Fülle haben sollen« (Joh. 10, 11).

Als junger Gutsinspektor fragte ich einmal unseren Gutschäfer, als er mit einer riesigen Schafherde über die Stoppeln zog: »Können Sie denn die einzelnen Tiere erkennen? Alle sehen doch gleich aus.« Mit einem überlegenen Lächeln schaute der alte Mann mich an: »Jedes mit Namen!« – Es gibt eine heilige Sorglosigkeit, die darin liegt, – nicht daß wir uns kennen, sondern daß er uns kennt und erkannt hat. Unser sinnloses Leben findet seine Erfüllung in ihm. Wer ein Geheimnis mit Jesus hat, lebt aus der Wirklichkeit des dritten Glaubensartikels, hört alle Tage die Stimme seines Herrn: »Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Der Vater, der mir sie gegeben hat, ist größer als alles, und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen« (Joh. 10, 27–29).

Unter seinem sanften Stab
Geh ich aus und ein und hab'
Unaussprechlich süße Weide,
Daß ich keinen Mangel leide,
Und sooft ich durstig bin,
Führt er mich zum Brunnquell hin.

Die große Täuschung

Während meines Theologiestudiums gab es Mitstudierende, die die Gedanken des Professors im Eiltempo mitzuschreiben suchten. Ich habe das nicht getan. Als ich in das erste theologische Examen ging, hatte ich nicht ein einziges Kollegheft. Warum habe ich nicht mitgeschrieben? Weil ich nicht gleichzeitig das Wort in die Feder und ins Gedächtnis nehmen konnte. Zum Examen lieh ich mir die Kolleghefte der andern und arbeitete diese durch. Aber ich selber versuchte nicht, die Dialektik des Professors zu erkennen, sondern seine geistliche Mitte. Karl Barth sagte uns einmal im Seminar: »Ein dialektischer Standpunkt ist der Standpunkt eines Mannes, der von einer schwimmenden Eisscholle auf eine andere springt.« Das Wort dieses großen Meisters habe ich nie wieder vergessen. Was wollte Barth damit sagen? Ich meine, daß man alle Erkenntnis mit Vorbehalt nehmen muß. Sobald man eine vermeintliche Erkenntnis absolut setzt oder zur Wirklichkeitsdeutung erhebt, ist man schon im Irrtum. Nicht die Dialektik, sondern Christus ist die erfüllte Wirklichkeit.

In dem Maße, wie sich theologische Ideologien absolut setzen und man mit diplomatischen Mitteln dem eigenen Verstandesurteil mehr traut als dem Urteil Gottes in Kreuz und Auferstehung Jesu Christi, ist man der Täuschung erlegen. Hermann Bezzel konnte deshalb sagen: »Alles in dieser Welt ist Lüge, außer Jesus.«

Es gibt führende Kirchenleute, die glauben, daß in der Versuchlichkeit, in der wir stehen, die volkshkirchliche Einheit nicht mehr erhalten bleiben kann. Gewiß ist auch mir, daß die Welt sich im selben Maße dämonisiert, wie sie dem natürlichen Intellekt entdämonisiert erscheint. Bultmann ist hier ein Meilenstein geworden, der die Selbsttäuschung nach meiner Meinung

zur Versuchung macht. Er reduziert, was schon bei vielen andern im Schwange war, die Wirklichkeit auf ein Wunschbild, das jedenfalls in der vollmächtigen Verkündigung als größte Täuschung des Menschen erscheint. Welche Selbsttäuschung ist gefährlicher als die der Streichung der dämonischen Welt! Der Feind fährt immer anonym.

Wenn man den Abgrund im eigenen Leben und in der geschichtlichen Bewegung auf ein Wunschbild reduziert, wird alles gelebte Lüge, wird auch der theologische Intellekt dämonisiert. Es gilt deshalb, den kommenden Verkündigern die ganze Wirklichkeit so zu sagen, nicht wie sie uns erscheinen möchte, sondern wie sie ist. Das ist theologische Seelsorge,

In diesen Tagen wurde bei uns wieder ein völlig »hoffnungsloser Fall« zur Wiedergeburt durch Christus gewandelt. Durch Rauschgift waren nach Angaben führender Mediziner Gehirnzellen erstorben. Alle Versuche der Heilung waren restlos vergeblich. Und es geschah, daß dieser Mann ein Zeichen Gottes wurde. Die totale Übergabe an Jesus gab ihm die totale Freiheit zu einer neuen Erkenntnis. Die dämonische Bindung im Verkauftsein unter das Fallgesetz der Hölle wurde durch Jesus durchbrochen. Christus ist kein dialektischer Standpunkt, sondern in ihm finden wir die erfüllte Wirklichkeit unseres Lebens. Für ihn gibt es keine hoffnungslosen Fälle. Er ist selber in Person Weg, Wahrheit und Leben.

Wenn in diesen Tagen bei uns in Krelingen 20 neue Zimmer für die »hoffnungslosen Fälle« gebaut werden, dann deshalb, weil wir mitten in einer Welt, die sich immer mehr dämonisiert, das Zeichen Gottes aufrichten möchten. Wir erbitten, daß wir in unserem Werk ein verheißungsvolles Modell zur Ehre Gottes sein möchten. »Wenn er spricht, so geschieht es, wenn er gebeut, so steht es da.« Nicht wir schieben; wir werden geschoben. Nicht körperlicher Mord ist das Schlimmste; Seelenmord ist unendlich gefährlicher. Nicht steht zur Debatte, was

wir über Gott denken, sondern zur Debatte steht, was Gott über uns denkt.

Ein volles, freies, ewiges Heil
hat Jesus uns gebracht.
Mein Herz, ergreife jetzt dein Teil,
das völlig selig macht.
O zweifle nicht am Wort des Herrn,
o klügle nicht daran.
Nein, glaub vielmehr, Gott tut so gern
mehr, als man denken kann!

Unsere Verlegenheiten – Gottes Gelegenheiten

Mein Flugzeug landete in Salisbury. Gleich würde mich der Superintendent Jubert vom Flugzeug abholen. So war es vereinbart. So gehe ich durch die Vorhalle und frage so obenhin die dort wartenden Leute: »Jubert«? Immer wieder höre ich ein »No«. Schließlich setze ich mich in einen Sessel und denke: »Vielleicht hat er irgendeine Verspätung. Er wird doch sicher benachrichtigt sein.« Aber hier begann schon der Irrtum. Der Brief hatte Jubert nicht erreicht, und obwohl er wußte, daß ich kommen würde, war ihm der Zeitpunkt unbekannt.

Also ich wartete und wartete. Nach einer Weile ging ich wieder durch die Wartehalle. Auf meine Frage nach Jubert war immer wieder ein »No« zu vernehmen. Nun endlich untersuche ich meine Briefftasche und, o Schreck: ich habe seine Anschrift nicht. Ich hatte sie bei Bekannten in Pretoria liegen lassen. Was nun? Englisch kann ich nicht; allenfalls ein wenig Französisch. In Südafrika kam ich eigentlich am besten mit Platt-

deutsch durch, da das Afrikanische burischen Ursprungs ist. Ich bin daher bei meinen Besuchen bei den Farbigen nie in Verlegenheit gewesen. So gehe ich zur Auskunft. Ich frage auf Französisch – die Antwort ist: »No«. Ich frage Plattdeutsch – wieder ein »No«.

Nun war ich am Ende. Da endlich komme ich auf den Trichter. Ich denke: Warum bete ich nicht? Kenne ich nicht eine Leitung, die immer unmittelbar ist? Warum benutze ich sie nicht? Dann gehe ich in den Waschraum. Ich knie nieder und bete: »Herr, hilf mir! Ich möchte nur Dein dienendes Werkzeug sein. Laß mich hier in Salisbury nicht allein!« Getrost stehe ich auf. Im Augenblick, als ich am gleichen Flugzeugschalter vorbeigehe, höre ich, wie die Stewardess gerade in einen Hörer hineinruft: »Mr. Kemner? No!« Vor ihr liegt die Passagierliste. Sie hat offenbar ohne Beteiligung die Antwort gegeben. In Sekundenschnelle erfasse ich die Situation. Mit der Hand greife ich durch das offene Fenster, reiße ihr den Hörer aus der Hand und sage: »Mr. Kemner? Yes!« Was stellte sich heraus? Während ich gebetet hatte, war Jubert unruhig geworden. Er wollte wissen, ob ich vielleicht außerplanmäßig mit dem Flugzeug angekommen war. So rief er an. Genau in dem Augenblick ging ich am Flugzeugschalter vorüber. Eine Erklärung erübrigt sich.

Kürzlich hatte ich eine Evangelisation in Altdorf bei Böblingen. Fünf Abende sprach ich in der Turnhalle. Der Pfarrer war mir ein lieber Bruder, und um seines inständigen Bittens willen hatte ich den Dienst übernommen. Da ruft mich meine Frau an. »Weißt Du noch, daß Du von Herrn B., der den großen Hof vor dem Rüstzentrum hat, vor einer Woche ein Stück Land kaufen wolltest? Weißt Du noch, daß er gesagt hat, daß er nicht einen Quadratmeter verkaufen würde? Nun hat er eben angerufen und bietet Dir den ganzen Hof von 70 ha zum Kauf an.« Ich war so beeindruckt, daß ich keine Antwort wußte. Eine

Nacht habe ich gebetet. Am andern Morgen fragte ich den Pfarrer: »Wieviel Geld kommt wohl an fünf Abenden zusammen, wenn die Kollekte sehr gut ist?« Er sagte: »Im Höchstdfall 1500.– DM.« Ich fragte zurück, ob er sich vorstellen könne, daß an fünf Abenden 20 000.– DM zusammenkämen. Er gab die Antwort: »Unmöglich.« Nun gingen wir beide über den Glaubenshof ins Gebet, und ich wagte zu bitten: »Herr, wenn du an diesen fünf Abenden 20 000.– DM gibst, dann will ich den Hof kaufen.« Kann man verstehen, daß mir die Tränen kamen, als bei der Kollektenzählung am letzten Abend das Ergebnis auf mehr als 25 000.– DM lautete? Nun hatte ich klare Weisung.

Am anderen Tag unterschrieb ich den Kaufvertrag. Aber der Vertrag war so, daß ich sofort, schon am darauffolgenden Tag, 100 000.– DM bezahlen mußte. Nun hätte mir zweifellos jede Kasse Kredit gegeben, aber warum sollte ich nicht Anleihe machen bei der Wechselbank Gottes? In der folgenden Nacht war ich sehr unruhig. Weil ich mich viel im Bett herumwarf, wurde auch meine Frau wach. Als ich ihr den Grund sagte, schimpfte sie wegen meines Kleinglaubens. Die Wirkung war, daß ich wieder einschlief. Trotzdem blieb unterschwellig das Gebet auch im Schlaf: »Herr, wenn Du den Glaubenshof willst, dann gib mir auch das Geld! Wenn Du mein Gebet nicht erhörst, ist Dein Name auch entehrt.« Am anderen Morgen ging ich so kleintlaut zum Rüstzentrum, daß ich, um das Wort Wilhelm Buschs zu gebrauchen, »aufrecht unter dem Teppich gehen konnte«. Genau in dem Augenblick kam Herr D. mit seinem Mercedes. Er ist zweifellos ein reicher Mann. In seinen Augen las ich eine Unruhe. Als wir uns gegenüber saßen und ich nach seinem Anliegen fragte, sagte er: »Ich habe eine sehr unruhige Nacht gehabt. Neulich habe ich eine Predigt von Ihnen gehört über Erfolg und Frucht. Diese Predigt ist mir sehr nachgegangen. Mir ist heute nacht klar geworden, daß in meinem Leben nur Er-

folge sind, aber die Frucht fehlt. Mir ist auch deutlich geworden, daß Sie im Krelinger Werk Frucht bringen.« Er schluckte etwas, steckte mir einen Schein in die Tasche und verschwand mit einem Händedruck. Als ich den Scheck aus der Tasche zog, war er ausgestellt auf 80 000.– DM. Nun waren noch 5000.– DM zuviel für den Hof bereit. Was blieb nun noch? Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Wähle das Leben!

Wenn in meinen jungen Jahren in der Nachbarschaft jemand gestorben war, war es Brauchtum und Sitte, daß man in das Trauerhaus Milch zum Backen der Zwiebäcke brachte. Meine Mutter beauftragte mich je und dann hiermit. Diese Wege wurden mir immer eindrücklich. Wenn ich über die große Bauerndeele ging, mußte ich an dem Sarg vorbei, in dem der Tote lag. Ich hatte immer Angst, wenn ich in dies kalte, starre Gesicht schauen mußte; und das Angebot, Kuchen zu essen, schlug ich regelmäßig aus. Nur einmal habe ich es angenommen. Als ich wieder über die Deele eines Trauerhauses schritt, erblickte ich nicht eine Totenmaske, die Schrecken einflößte. Nein, auf diesem Gesicht lag der heimliche Sieg des Lebens verborgen. Dies Gesicht war ein Gesicht jenseits der Todeslinie. Merkwürdig, nun konnte ich ohne jede Hemmung essen.

Der Totensonntag führt uns alle an Särgen vorbei, solange bis man uns selber begräbt. Jeder Sarg ist eine Frage an uns: Wo wirst du deine Ewigkeit zubringen? Geht nicht so leichtfertig an ihm vorbei.

Im Kriege wurde ich eines Tages von einem Arzt gerufen. Eine Leiche mußte seziert werden. Der Arzt beauftragte mich,

den Bericht zu schreiben. Er diktierte, während er die Leiche von oben bis unten auseinanderschnitt. Es war für mich zunächst grauenhaft. Mir wurde erschütternd klar: was ist der Mensch? Der Appetit war mir auch wieder einmal vergangen. Aber dann schlug ich meine Bibel auf und las das Wort aus dem Timotheusbrief: »Gott hat uns gerufen mit einem heiligen Ruf in Christus Jesus, der dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergänglich Wesen ans Licht gebracht hat durch das Evangelium.«

Wodurch hat er dem Tode die Macht genommen? Indem er ihn als zeitlichen, geistlichen und ewigen Tod erlitt. Jesus hat sich dem Stachel der Sünde geopfert, so daß er mitten durch die Hölle eine Straße der Freiheit und des Sieges gebaut hat. Er hat den Tod im Tode überwunden. Er wurde unsere Sünde, daß wir zur Gerechtigkeit Gottes kämen. Er zahlte mit der Krone der Gottessohnschaft den Kaufpreis für unser ewiges Leben. Bezzel sagt mit Recht: »Wenn diese lebendige Hoffnung nicht durch Jesus ans Licht gebracht wäre, dann gäbe es als Abschluß für die Geschichte der Menschheit beim letzten Menschen jedenfalls nur die Frage: Wer begräbt ihn? So ist der Tod keine Begräbnisfrage, sondern eine Erlösungsfrage. Wir wollen deshalb am Ewigkeitssonntag unsere Toten nicht nur dadurch ehren, daß wir ihre Gräber schmücken. Wir wollen aus dem Friedhof keinen Blumengarten machen – das kann Flucht vor dem Grauen und vor der Wirklichkeit sein –, sondern wir dürfen unsere selig Heimgegangenen mitten in Verwesung und Modergeruch in den Händen Jesu wissen.« –

Was die Bibel uns von der jenseitigen Welt sagt, versucht sie uns in Bildern zu deuten. So gewiß wie diese Bilder eine zutreffende Wahrheit für die ewige Wirklichkeit bezeugen, ebenso gewiß ist, daß sie alle weit übertroffen werden. Als die Königin von Saba von den Schatzkammern Salomos kam und gefragt wurde, wie es gewesen sei, gab sie die Antwort: »Nicht

die Hälfte hat man mir gesagt.« Auch bei uns wird es einmal so sein, daß wir bekennen müssen: »Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben!« – Der biologische Tod ist ein allgemeines Ereignis. Die Auferstehung zum ewigen Leben ist ein Glaubensereignis. Es führt zum Schauen und endet im Staunen ewiger Anbetung. Die Weltgeschichte findet ihre Erfüllung in der Vollendung der Ewigkeitgeschichte.

Nun könnten wir am Ewigkeitssonntag wie jene Jünger fragen: »Herr, meinst du, daß wenige selig werden?« Der Herr gab darauf die Antwort: »Ringt danach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht; denn viele werden einmal danach trachten, wie sie hineinkommen, und werden's nicht können« (Lukas 13, 23 und 24). Was wollte der Herr damit sagen? Die Flucht aus der Existenznot unseres Lebens in eine zweitrangige Frage steht in Jesus Christus nicht zur Debatte. Er selbst, nicht eine Lehre von ihm, entscheidet über unser ewiges Schicksal. Wer Jesus begegnet, ist unausweichlich in der Entscheidung. Die Eisscholle unter unseren Füßen zerrinnt. Die enteilende Zeit ist ein einziger Ruf nach Christus. Er verwandelt unser lebensloses Sterben in ein sterbensloses Leben, sagt Bezzel. Laßt uns solange in seinem Tod das ewige Leben suchen, bis wir es gefunden haben. Und wenn wir es gefunden haben, dann laßt uns die Ostergewißheit nicht vergraben. Laßt uns mitten im Katarakt des Todes den Ewigkeitssonntag bezeugen: »Jesus lebt, nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben!«

Gott handelt auch mit krummen Stäben

Als ich aus dem Krieg zurückkam, hatte ich eines Tages in einem Außendorf eine doppelte Trauung. Weil ich nicht genau über die Familie informiert war, gab der Lektor vor der Trauung einen kurzen Bericht. Sein Bericht war aber insofern falsch, als er gesagt hatte, daß bei der ersten Trauung der Vater des Bräutigams schon verstorben sei. Das war bei der zweiten Trauung richtig. In der Hektik der Amtshandlungen, die ein Pfarrer einer größeren Gemeinde oft hat, blieben diese Worte des Lektors in meinem Gedächtnis haften, und was geschah? Als ich die Trauansprache hielt, erwähnte ich auch mit etwas Pathos, daß wir in dieser Stunde auch an den Verewigten gedächten, der sicherlich seinen Segen für die Trauung geben würde. Meine Frau, die auch an der Trauung teilnahm und den Zusammenhang irgendwie erahnte, gab mir einige Winke. Ich deutete sie so, daß ich noch mehr auf die Sache eingehen mußte, und widmete dem Verstorbenen noch ein besonderes Gedenken. Nach der Einsegnung erfuhr ich zu meinem Schrecken den Zusammenhang. Ich entschuldigte mich bei dem Vater so taktvoll als möglich. Als ich bei der Hochzeitsansprache nochmals darauf einging und der Herr es schenkte, daß ich Verständnis fand, wurde gerade diese Hochzeit und mein Versagen zum Einstieg in die Herzen der Brautleute. Der geschenkte Kontakt wurde Anstoß zu einer ewigen Bewegung.

Ähnlich erging es mir auf der Konfirmation meiner Schwester. Sie ist heute Pfarrfrau, aber zweifellos habe ich es verschuldet, daß die Konfirmationstafel nicht ordnungsgemäß verlief. Als sie konfirmiert wurde, wollten alle zur Kirche. Das gehörte sich so. Die ganze Verwandtschaft war zum Essen eingeladen, aber die Frage war: Wer blieb nun zu Hause? Nach langem Hin und Her erbot ich mich, an dem Sonntagmorgen auf dem Hof zu bleiben. Ich bekam dafür eine besondere Be-

lobigung von meiner Mutter. Sie sagte mir, daß mein Auftrag nicht schwierig sei. Das Festessen sei aufs ganze gesehen hergerichtet. Mein Auftrag sei es, im großen Topf die Hühner zu kochen, und noch eine Handvoll Salz in die Suppe zu werfen. So erledigte ich auch meinen Auftrag. Nur als ich in den Speiseraum ging, um das Salz zu holen, vergriff ich mich im Topf und nahm anstelle des Salzes Bleichsoda. Die Suppe sah herrlich gelb aus. Als ich sie probierte, schmeckte ich den »Nebengeschmack«. Ich erklärte mir das so, daß offenbar die Hühner »alte Knaben« gewesen sein mußten, und dachte, da muß wohl noch mehr Salz hinein. So geschah es denn auch.

Am Konfirmationstage dauerte der Gottesdienst sehr lange. Der Pfarrer, der auf unserem Hof zum Essen eingeladen war, kam gleich mit. Im Augenblick war die Tafel von den Dienstmädchen hergerichtet. Meine Mutter fragte: »Hast Du alles recht gemacht?« Etwas beklommen sagte ich: »Ja, aber vielleicht muß noch etwas Eierschlag an die Suppe.« Mutter tat das, die Schüsseln wurden gefüllt und die Suppe sah verheißungsvoll aus. Nach dem Gebet füllte als erster der Pfarrer den Teller. Er probierte auch als erster die Hühnersuppe. Aber offenbar blieb sie ihm im Hals stecken. Er verzog sein Gesicht und kam nicht so schnell zum zweiten Löffel. Nun probierte auch mein Vater. Er fragte sofort: »Mutter, was hast Du mit der Suppe gemacht?« Meine Fehlleistung wurde nun offenbar. Weder die Suppe noch das Fleisch war genießbar. Bei allen Nachteilen hat diese Sache auch einen Vorteil gehabt. Mir wurde niemals wieder ein Kochauftrag gegeben.

Weil ich aber nun bei meiner Mutter bin, möchte ich ihr doch einen Gedenkstein setzen. Als ich etwa 16/17 Jahre alt war, lief mir ein Mädchen über den Weg, die mich nachts in meinen Träumen beschäftigte. Bei meiner dichterischen Phantasie kam ich auf den Gedanken, wie ich wohl meine Gefühle im Worte ausdrücken könnte, wenn ich ihr einen Liebesbrief schicken

wollte. So machte ich einen Entwurf und steckte den Zettel in die Schublade meiner Himmelbettstelle. Zweifellos hätte ich den Brief nie weggeschickt. Er war nur der Ausdruck einer Entladung der Bewegung des Herzens. Nun wurde in der Regel das Bettenmachen von Dienstmädchen besorgt. Als ich am anderen Morgen überlegte, ob nicht diese Regel einmal eine Ausnahme habe und meine Mutter etwa einmal das Bettenmachen besorgen könnte, schien es mir richtig, den Tatbestand zu überprüfen. Wie erschrocken war ich, als ich das Verschwinden des Briefes feststellen mußte. In dem Augenblick, wo ich noch ratlos in meiner Lage war, öffnete sich die Tür, und meine Mutter stand vor mir. In der Erwartung des Gewitters nahm ich Igelstellung ein, aber in diesem Augenblick hatte mich meine Mutter unnachahmlich überholt. Sie legte mir die Hand auf den Kopf und sagte nur: »Ich habe den Brief gelesen. Du brauchst Dich dieses Briefes nicht zu schämen. Du bist jetzt im Umbruch, und ich bin Deine Mutter.« Mit unendlich mütterlicher Liebe schaute mich meine Mutter an und murmelte nur: »Junge, sieh zu, daß das Feuer rein bleibt!« Meine Antwort war nur: »Mama!«

Begegnung mit Jesus

Der Weg

Wenn man in den Tagen des Erdenlebens Jesu die Frage gestellt hätte: »Wie komme ich zu Jesus?« So würde man die Antwort bekommen haben: »Gehe dahin, wo Jesus vorübergeht!«

Nach dem Bericht der Evangelien sind die Menschen zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen zu Je-

sus gekommen. Simon Petrus kam zu ihm nach einem vergeblichen Fischzug am frühen Morgen, die Sünderin offenbar bei einem Gastmahl, Nikodemus in der Nacht. Von Zachäus wird uns berichtet, daß er zu Jesus kam, als er auf dem Maulbeerbaum saß; der Zöllner Levi war mitten in seiner beruflichen Arbeit; der Gichtbrüchige kam zu Jesus durch das aufgebroschene Dach des Hauses, und der reiche Jüngling lief ihm auf offener Straße entgegen.

War diese Frage während des Erdenlebens Jesu eindeutig zu beantworten, so ist das nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt ganz anders. Wie komme ich heute zu Jesus? Genau auf dieselbe Weise wie damals und doch anders: Indem ich dorthin gehe, wo Jesus ist. Wenn wir die Kirche der Reformation fragen, so gibt sie die Antwort: Er begegnet dir im Wort und Sakrament. Und in der Tat, die Kirche hat recht: Hier kann ich ihn hören; hier kann ich ihm begegnen; ja, hier kann ich ihn in leibhafter Gegenwart empfangen. Ja, *ich kann!* Aber kommt es hier wirklich schon immer zu einer echten Begegnung?

Wieviele Menschen sind damals Jesus begegnet und sind im Grunde ihm doch nicht begegnet! Wie viele haben ihn mit leiblichen Augen gesehen und ihn im Grunde nicht gesehen, so wie Johannes ihn gesehen hat: *»Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.«* Was war das für ein weiter Weg für die Jünger, bis sie endlich zu dem Glauben kamen, der ihnen nach Ostern und zu Pfingsten wirklich die Augen öffnete! Einer von ihnen, Johannes, hat diesen Glaubensweg zur wahren Begegnung so umschrieben: *»Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Vollmacht, Gottes Kinder zu werden«* (Joh. 1, 12).

Die Begegnung mit Jesus bedeutet somit Durchbruch zum sinnerfüllten Menschentum, zur Geborgenheit, zum Heimat- und Kindesrecht. Jesus ist die Antwort auf die Grundfrage un-

seres Menschseins, auf unser Woher und auf unser Wohin. Wer also zu Jesus kommen will, suche nicht auf eine Denk-, sondern auf die Existenznot Antwort. Worin besteht sie? Darin, daß man seine Vergangenheit mitschleppt und nicht los wird; sie besteht darin, daß man keine ausreichende Gewißheit für das Niemandsländ hat, das sich hinter Grab und Sarg verbirgt. Die Antwort, die Gott uns in Jesus Christus auf unsere Existenzfrage gegeben hat, ist im letzten Grunde nicht eine Kirchenlehre, nicht irgend ein historischer Bericht, den ich unter Umständen für echt oder unecht halten kann, sondern die Möglichkeit einer Nähe zu ihm, dadurch, daß ich Jesus den Gekreuzigten und Auferstandenen als persönlichen Heiland annehme.

Wo und wie kann das geschehen?

Der Ort der Begegnung, an dem wir Gott suchen müssen, ist nach dem Zeugnis der Apostel das Kreuz von Golgatha. Hier hört man das Herz des Vaters schlagen, sagt Martin Luther. Hier darf ich wissen, daß Gott die Sinnfrage meines Lebens so gelöst hat, daß er mich in meiner Existenznot erreichte. Wie ist das zu verstehen? Nun ich möchte es von meiner eigenen Führung her sagen: Auf dem Hof meiner Eltern gehörte es zur guten Sitte, daß wir sonntags zur Kirche gingen. Es war Tradition, und ich möchte das keineswegs abwerten. Denn Tradition und Sitte bieten ein Gelände, an dem man sich festhalten kann, wenn man einmal auszurutschen droht oder wenn einem »die Beine schwach werden« oder man gar schwindlig wird.

Freilich kann Tradition auch zu einer gefährlichen Beruhigung führen, wenn sie einen nicht zur Begegnung mit Jesus anleitet. Da kam einmal ein Morgen, an dem mich zum erstenmal Gottes Wort persönlich ansprach und mich in meiner geheimsten Deckung stellte. Es ging mir wie bei einer Maskerade, bei der plötzlich die Masken fallen. Ehrlicher Weise hätte ich

vor Gott den Verlust meiner Ehre eingestehen müssen. Doch wollte ich es zunächst noch einmal versuchen, sie vor mir selber und von mir aus wieder zu gewinnen. Also war »Besserung« die Parole. Aber o weh! An der schwächsten Stelle gelang es am allerwenigsten. Sollte ich nun retuschieren? Aber nein, das ist zu billig! Jesus sagt: »*Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.*« Ja, er sagt noch mehr. Er sagt, daß nur die ganze Wahrheit uns frei macht, frei von der unbewältigten Vergangenheit, frei für die Gewißheit der Zukunft. Und jetzt ist angesichts des Kreuzes die Frage die, ob ich die Erlösung durch Jesus Christus oder nur mich selber ernst nehme.

Wenn ich auf diese Zeit zurückschaue, in der mir alles zu zer-rinnen schien, so weiß ich jetzt, daß Gott damals die absolute Forderung an mich richtete, mir Jesus zum unbedingten Vorbild zu nehmen, auch wenn es für mich unerreichbar wäre. Aber noch blieb ich bei mir selber stehen und versuchte es aus eigener Kraft. Ja, das ist die Gefahr alles idealistischen Denkens und Strebens, daß man die richtige Buße, das heißt die entschlossene Umkehr und Hinkehr zu Jesus, dadurch zu umgehen versucht, daß man sich reuig um bessere Taten bemüht und sich dabei doch immer wieder nur um sich selber dreht. Aber wie furchtbar vergebens war und ist das! Es ging mir wie Luther im Kloster: »*Ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein, die Sünd hat mich besessen.*«

Ich glaube, daß wohl niemand zu Jesus kommt, der nicht durch diese Not gegangen ist, nämlich, daß er sich eine Buße ankrampt, die er nicht hat, weil er Jesus umgehen will. Hier haben manche ernste Lebenskrisen ihre Wurzel. So trieb auch mich die Erkenntnis meiner Ausweglosigkeit in jene Not, von der Luther sagt: »*Die Angst mich zum Verzweifeln trieb, da nichts denn Sterben bei mir blieb; zur Hölle mußst ich sinken.*« In solcher Erfahrung glaube ich mich in der Gesellschaft der allerglaubwürdigsten Zeugen der Kirche zu befinden. Denn

nichts anderes wissen neben Martin Luther auch so in sich verschiedenartige Lehrer der Kirche wie Augustinus, Pascal und Spurgeon zu berichten. Für all diese wirklich radikalen, das heißt von der Wurzel her lebenden und denkenden Zeugen des Kreuzes Christi gab es keinen anderen Weg, als den, an dieser Grenze der in sich verkrampften Reue, die nicht zur wirklichen Buße führen kann, entschlossen halt- und kehrtzumachen.

Wenn es im Leben einen Trost für unsere unbewältigte Vergangenheit gibt, ja wenn ich ihn in meiner bängsten Stunde gefunden habe, immer wieder finde und ihn hier als alleinigen Trost im Leben und im Sterben bezeugen darf, dann ist es der Weg, den Gott uns im Kreuz Jesu Christi selber gewiesen hat. Wir finden ihn nur unter einer Voraussetzung, nämlich der, daß wir ehrlich kommen, in der Ganzheit des Willens, in Aufrichtigkeit und in der Buße, die Gott recht gibt, vor allem darin recht gibt, daß ich genau in der Verlorenheit und Gottverlassenheit bin, die Jesus am Kreuz für mich durchstanden und durchlitten hat.

Aber wie komme ich aus meiner selbstquälerischen und selbstbetrügerischen Verkrampfung dahin? Nur als Bankrotteur! Selig sind die Bettler im Geist, denn das Himmelreich ist ihr! Darum sagt ja auch Paulus, daß Christus für die Gottlosen gestorben ist. – Aber bin ich wirklich ein Gottloser? Dann wäre mein Anspruch vor Gott ja gerade meine Sünde? So kann ich also, wenn ich ehrlich bin, nur wie ein Ertrinkender auf dem Meer durch ein Wunder gerettet werden. Dies Wunder aber ist die Gnade, die durch Jesus Christus in die Welt gekommen ist (Joh. 1, 17). Das war ja das Ärgernis der Person Jesu schon in seinem Erdenleben, daß er der Zöllner Geselle war, daß diese in Sekundenschnelle so eindeutig in ihm den Weg zu Gott entdeckten, daß, wenn sie vor ihm ehrlich waren, er sie bekehren konnte, noch bevor es ihnen bewußt wurde!

Und warum fanden gerade die Verlorenen den Weg zu ihm?

Die Verlorenen hatten erfahren, daß der Feind einen immer nur in die »Wüste« führt. Die Frage, um die es also geht, ist die eine: »Wie komme ich aus meiner Lebenswüste heraus?« Gerade die Zöllner und Sünder zeigen uns, daß Jesus sich immer nur der »letzten Reihe« als Heiland offenbart. Wer in Jesus die Einladung Gottes hört: »Kommt her zu mir alle!«, der findet auch dies in einem Augenblick bei ihm: »ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen«. Bezzel sagt: »Dies Heute der Gnade in Jesus ist unerschöpflich in der Vergebungskraft; aber es hat seine unausweichliche Sekunde.« Ja, auch in deinem und meinem Leben. Du kannst kommen, wie du bist: mit vergifteter Phantasie, mit verludertem Leben, mit verhurtem Gut! Du kannst unmittelbar vom Teufel her kommen oder wie der verlorene Sohn von den »Trebern« her, die nur die Säue fressen. Glaub nur: Auch dir gilt Jesu Einladung für die Mühseligen und Beladenen.

Wenn du mich fragen würdest, warum ich mit Luther sage, daß Jesus Christus mein Erlöser und mein Herr ist, dann deshalb, weil die Frage meines ganzen Menschseins nach Sinn-erfüllung nur in Jesus die zureichende Antwort gefunden hat. Wer ohne Jesus nicht mehr leben kann, der weiß, wozu er lebt. Darum komm zu dem, der dir Retter und Erlöser ist, der gesagt hat: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich!«

Komm, wie du bist!

Komm einmal ganz!

Komm einmal ehrlich!

So komm auch du zu dieser Ruh

und greif mit beiden Händen zu,

heut komm, heut nimmt dich Jesus an!

Die Begegnung

Vor einiger Zeit war ich zu einer Evangelisation in einer Großstadt. Ich wohnte in einem Hotel. Wenn die Glocken der Kirche läuteten, waren die Minuten oft gezählt, weil ich durch die Seelsorge aufgehalten worden war. Eilig ging ich durch den Korridor dem Ausgang zu. Aber da stand in der Fluchtlinie ein großer Spiegel. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte auf ihn zugehen. Je näher ich dem Spiegel kam, um so schärfer wurde mein Bild. Was sah ich da? War ich das wirklich? – Meine Haare waren nicht in Ordnung, an meinem Rock war ein Fleck. Ja, ich weiß nicht, wie oft ich umgekehrt bin. Der Spiegel wurde mir schließlich eine ärgerliche Sache.

Ist es mit dem »Spiegel Gottes«, der jedem sein wahres Bild zeigt, nicht genau so? Die Rebellion gegen Jesus ist nichts anderes als der verzweifelte Versuch, vor dem lebendigen Gott in Deckung zu bleiben. Niemand kann Jesus begegnen, ohne sich selbst als Sünder zu entdecken. Die Schriftgelehrten und Pharisäer wichen aus und versuchten, den »Spiegel Gottes« zu zerschlagen, indem sie Jesus kreuzigten. Die Zöllner und Sünder dagegen kamen, wie sie waren. Sie entdeckten in Jesus ihre abgründige Verlorenheit. Sie beteten: »Herr, gehe von mir hinaus!« – »Herr, gedenke an mich!« oder küßten ihm – wie die Sünderin – die Füße. Die Verlorensten erkannten die Gottessohnschaft Jesu zu allen Zeiten am gewissesten.

Worin lag dieses Erkennen? Einzig und allein darin, daß sie in Jesus den Gestellungsbefehl Gottes entdeckten. Sünde und Schuld wurden bei der Begegnung mit Jesus im Gewissen unmittelbar gegenwärtig, unübersehbar und unerträglich. Die ganze Lebenslüge wird offenbar. Einer von ihnen berichtet später: »Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.« –

Wie wäre die Samariterin innerlich zu Jesus gekommen, wenn sie sich nicht in ihrer gelebten Lüge von Jesus erkannt

geföhlt und unter seinem Wort selbst erkannt hätte? Wie hätte Nathanael aus seiner anfänglichen Skepsis heraus zu dem Bekenntnis der Gottessohnschaft Jesu gefunden, wenn er sich nicht vor dem »Spiegel Gottes« von Jesus durchschaut geföhlt hätte, als er zu ihm sagte: »als du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich« (Joh. 1, 48)? Wieviel Eigenwilligkeit, Selbstüberschätzung und Zerbruch war im Leben des Petrus, bis es zu jener Begegnung kam, von der er, von dem wissenden Blick Jesu getroffen, weinend hinausging (Matth. 26, 75)? Und bei ihnen allen bestätigt es sich, wie auch in unserem Leben: *Nur, wer Gott findet, findet zu sich selbst. Nur, wer Gott begegnet, begegnet sich selbst in seinem Woher und Wohin.*

Wie also begegne ich Jesus? Indem ich mich erst einmal im Spiegel Gottes sehe, wie ich wirklich bin. Erst wenn ich sehe, wie ich eigentlich vor Gott bin, dem ehrlich standhalte und dann – weil ich dies Zerrbild dessen, was ich eigentlich sein sollte und wohl auch sein möchte, nicht mehr aushalte – von mir weg zu Jesus fliehe, kommt es zu jener Begegnung mit ihm, die mein Leben wirklich und von Grund auf verändert und neu macht.

Es gab im Mittelalter beim Glockenguß einen kritischen Punkt. Das war der Augenblick, in dem der Glockengießer sein eigenes Bild in dem flüssigen Metall sah. Genau in derselben Sekunde, wenn sein Spiegelbild im Metall am klarsten aufleuchtete, mußte er den Hahn zum Guß aufdrehen, wenn der Glockenguß gelingen sollte. Ist es in der Begegnung mit Jesus anders? Der Schritt zu Jesus ist der Schritt über uns selbst hinaus. Neulich sagte mir ein Mann: »Ich würde an Gott glauben, wenn ich ihn sehen könnte.« Ich gab ihm die Antwort: »Sie wünschen sich das Schrecklichste, was es überhaupt gibt.« Als Mose zu Gott sprach: »Herr, laß mich dein Angesicht sehen!«, bekam er die Antwort: »Mein Angesicht kannst du nicht sehen; du würdest des Todes sterben.« Nach der Aussage der Bibel ist

Gott ein verzehrendes Feuer. Es gibt also keine Begegnung mit Gott, die möglich wäre ohne den Schmelztiegel von Buße und Bekehrung. Die ganze Bibel ist im Grunde, im Alten wie im Neuen Testament, ein einziger Ruf zur Bekehrung. Und gerade hier weichen wir aus!

Der Hafenlöwe

Vor einigen Jahren war ich auf der Reeperbahn in Hamburg und hatte dort gesprochen. Im Anschluß daran kam ein Mann zu mir, einer von den tonangebenden Leuten dort. Man nannte ihn den »Hafenlöwen«. Er sagte: »Herr Pastor, warum predigen Sie so begeistert von Jesus?« Ich fragte ihn: »Sind Sie in der Kirche? Waren Sie im Konfirmandenunterricht?« Er: »I wo! Wer geht denn von unserer Sorte in die Kirche?« Ich: »Haben Sie in Ihrem Leben überhaupt schon etwas von Jesus gehört?« Er: »Von Jesus? – Ja, ein oder zweimal, wenn die Heilsarmee Remmi-Demmi machte.«

Ich schaute auf die tätowierten Arme des »Hafenlöwen«. Ich dachte an Situationen an der Front bei sterbenden Kameraden, wo ich gefordert war, in wenigen Minuten die ganze Botschaft zu sagen. Wie konnte das hier geschehen? Nun macht die Liebe ja erfinderisch. Was lag näher, als daß ich die Aussage im gleichnishaften Bilde versuchte! So berichtete ich ihm aus den Tagen meiner Jugend. Nach einigen Erlebnissen, die das Sprungbrett legen und ihn innerlich wach machen sollten, erzählte ich ihm vom alten Himmelbett auf unserem Bauernhof. Welch eine Romantik lag doch in diesem Bett! Hier wurden die Indianerschlachten gemacht. Hier hatten wir in jugenhafter Freude getollt und uns gebalgt. Hier hatten wir unsere Jugend verträumt.

Der Hafenlöwe hörte gespannt zu. Ich erzählte weiter: Als ich nun älter wurde und schon lange Pfarrer war, besuchte ich je und dann unseren Hof wieder. Meine ergraute Mutter fragte

mich: »Junge, wo willst du schlafen?« Längst waren im neuen Wohnhaus Fremdenzimmer eingerichtet. Aber auf dem Boden stand irgendwo eine Himmelbettstelle. Der alte Traum packte mich wieder: »Mutter, ich möchte im Himmelbett schlafen.« Sie nickte nur. Als ich mich dann in dem Bett eingekuschelt hatte und den Traum der Jugend noch einmal träumte, hörte ich plötzlich die Schritte der Mutter. Ihre liebevollen Augen schauten mich an. Sie fragte wie einst: »Liegst du auch gut?« Sie deckte mich zu, wie einst, als ich noch Kind war. Sie gab mir den Kuß wie einst. Sie sprach zu mir wie ehemals: »Junge, bist du noch gut? Und vergiß das Beten nicht!« Unter diesem Geschehen vollzog sich eine Wandlung in mir. Wenn die Mutter hinunter ging, war ich wieder Kind. Was wog alles Glück der Welt gegen diese Geborgenheit, die mir unter den Augen der Mutter das Himmelbett schenkte! –

Der Hamburger »Hafenlöwe« schaute mich groß an. Wir rückten enger zusammen! Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Wissen Sie, aus mir völlig unbegreiflichen Gründen, wahrscheinlich aus reiner Liebe – weil der liebe Gott uns besser versteht, als wir uns selber verstehen können – hat er Ihnen und mir ein »Himmelbett« in Jesus Christus gebaut. Es hat ihn viel gekostet: er hat dafür das Blut seines Sohnes geopfert, weil uns nur so Geborgenheit geschenkt wird. Ich darf mich nun vergessen. Ich darf wissen, daß Gottes Herz für mich schlägt. Ich darf in Jesus Kindes- und Heimatrecht haben.

Aber nun zu Ihnen! Was tun Sie, wenn Sie abends ins Bett gehen?« »Ich ziehe meine Klamotten aus.« »Ganz richtig! Die gleiche Bedingung stellt Gott. Ich darf zu ihm kommen, wie ich bin. Aber ich muß vorher die alten Klamotten abwerfen, all das alte Gelumpe, das ich so mit mir herumschleppe. Denn ich bin ja bei Gott eingeladen. Wie könnte ich in meinen alten Lumpen zu ihm kommen! Natürlich ist das ganze eine Vertrauensfrage. Es kommt eben darauf an, ob Sie glauben kön-

nen, daß Gott auch Sie durch Jesus Christus zu sich gerufen hat.« Darauf er: »Das ist ja erstaunlich!« Ich: »Allerdings. Aber Gott will nicht, daß Sie über sein Tun erstaunt sind, sondern daß Sie sich entscheiden, und zwar heute und jetzt!« Er: »Was heißt das?« Ich: »Nun, ob Sie Ihre Lumpen abgeben. Oder haben Sie etwa keine?« Er schaut mich eine Weile schweigend an. Dann nickt er: »Und ob!« Ich: »Trauen Sie Gott zu, daß er Ihnen jetzt in Christus die Geborgenheit schenken kann und will, wenn Sie mit ganzem Herzen und ehrlich zu ihm kommen?« Er schaute mich groß an und sagte nur: »Ja, ich will es glauben!« Nun, Jesus hat gesagt, daß Freude sein wird vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut. Ich glaube, daß auch über diesem Glauben des Hafenzwölfers im Himmel Freude war. *»Wer Jesus am Kreuz im Glauben erblickt, der wird heil zu derselben Stund.«*

Die offene Tür

Jesus begegnen heißt eine neue Lebensmitte finden. Das kann geschehen unter dem Wort der Verkündigung, beim Lesen der Bibel, beim Gebet im Kämmerlein. Es gibt keine Bekehrungsschablonen. Zu der Begegnung ist aber in jedem Fall der Heilige Geist notwendig. Er verkündet Jesus so, daß ich zu ihm das unendliche Vertrauen gewinne: Er wurde für mich zur Sünde, damit ich vor Gott Gerechtigkeit erlangte. Der Heilige Geist bringt mir Jesus so nahe, daß ich ihn persönlich als meinen Heiland erkennen und annehmen kann. In diesem Sinne ist der Glaube immer ein Wunder. Paulus hat es so umschrieben: »Sein Geist gibt Zeugnis unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind.« Es kann geschehen, wenn ich jene Grenze erreiche, von der Jesus sagt: »Wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme.«

Ist es nun aber soweit, daß man sagen kann: »Er ist zum Glauben gekommen«, so ist doch in vielen Fällen noch seelsor-

gerliche Hilfe nötig. Mir will scheinen, daß die Hilfe immer da angezeigt ist, wo jemand noch nicht die ganze Entschlossenheit findet, die Voraussetzung für eine nachhaltige Begegnung mit Jesus ist. Das ist vor allem der Fall, wo der im Unterbewußtsein mächtige Selbstbetrug noch nicht im Licht der Gnade entmachtet ist.

Sehr oft kommt das vor, wenn bestimmte Sünden, die im ersten Kapitel des Römerbriefes vom Apostel genannt werden, die Seele belasten. Man betet zwar im Kämmerlein, aber das Gebet ist scheinbar ohne Echo. Man seufzt um Hilfe, aber der Wille empfängt sie nicht. Das bringt manche an die Grenze der Verzweiflung. In solcher Lage sollte man zu einem bevollmächtigten Seelsorger gehen. Warum? Die Seelsorge unter dem Kreuz empfängt ihre Vollmacht vom Herrn. Es geht hier also darum, daß der Seelsorger das Vertrauen, das der andere zu ihm hat, dadurch beweist, daß er ihm die Tür zu Jesus öffnet. Luther hat in diesem Sinn einmal gesagt: »Einer muß des andern Christus werden.«

Wie vollzieht sich nun die Seelsorge?

Der Seelsorger ist in diesem Augenblick nur das Ohr Gottes. Er horcht betend, ob die Stunde zur Bekehrung gekommen ist. Ist ihm das gewiß, wird er mit dem andern erst dann den Schritt über die Linie suchen, wenn dieser vor Gott das Geheimnis über seiner Sünde gelüftet, also wirklich gebeichtet hat. Unter dem Kreuz bekommt man ja am ehesten den Freimut, sich zu seiner Sünde und damit zum Verlust seiner Ehre vor Gott zu bekennen. Wenn das geschieht, ist die Tür offen zur Gnade, die in Christus geschenkt ist. Wie immer der Weg gesucht wird, ist gleichgültig. Entscheidend ist der Stoß-Seufzer: »Herr, erbarme dich!« Jesus ruft immer nur von der Sünderbank in den Himmel. Die einzige Sünde unter dem Kreuz Christi ist darum der Versuch der Selbstrechtfertigung. Wer

den endlich aufgegeben hat, hat die Gnade in Jesus schon gewonnen.

Dabei scheint es mir wichtig, daß man den Herrn Jesus im Gebet immer wieder an seine Verheißungen erinnert. Wenn es dem heiligen Geist gefällt, wird hier der Glaube geschenkt: Dir sind deine Sünden vergeben! Der eigentliche Seelsorger ist ja immer Christus selbst. Sein verantwortlicher Helfer aber sollte sich am Schluß solcher Beichte immer davon überzeugen, ob dem Beichtenden auch wirklich die Gewißheit der Sündenvergebung geschenkt wurde, beziehungsweise sie ihm – falls notwendig – aus Gottes Wort und Verheißung heraus bezeugen und ganz gewiß machen.

Wie nun aber, wenn der andere glauben will und nicht kann? In solchen Fällen liegen sehr oft Bindungen unverschuldeter oder selbstverschuldeter Art vor, die die Möglichkeit zum Glauben sehr einengen. Mir will scheinen, daß diese Belastungen, ganz gleich, ob sie in dämonischen Bindungen bestehen oder in Ketten, die der Feind hinter vielleicht fromme äußere Tarnung gelegt hat, nur in vollmächtigem seelsorgerlichen Handeln überwunden werden können. Unsere Zeit hat viele Prediger, aber wenige richtige Seelsorger.

Von den zehn Aussätzigen heißt es: »Als sie hingingen, wurden sie rein.« Ist hier nicht auch der Seelsorge ein Weg gezeigt? Sind wir nicht gerade hier gefordert, wie es in der Bergpredigt heißt, die zweite Meile mit dem Bruder zu gehen? Auch dann und gerade dann, wenn das Opfer Einsatz und Hingabe erfordert? Wenn man auch sehr scharf und gewissenhaft die Grenzen zwischen nervlicher Belastung und Besessenheit beachten muß, so scheint mir doch kein Zweifel daran zu sein, – und jede Erweckung macht das aufs neue deutlich – daß um uns herum Menschen sind, die aus höllischen Belastungen heraus um Hilfe rufen, wenn sie erst in Christus – vielleicht noch von weitem – das Licht der Welt erblicken. Viel erwecktes Le-

ben findet nicht zur Freiheit, weil der Gemeinde Jesu weithin die Vollmacht der seelsorgerlichen Führung fehlt. In manchen Glaubenskreisen gibt es wohl viel erbauliches Gebet; aber wo ist solch ein ringender Einsatz für den andern, wie ihn zum Beispiel das kananäische Weib für ihre kranke Tochter zeigte, als sie Jesus so beharrlich und nicht abzuweisen um Hilfe für sie anging? Wo ist solch seelsorgerliche Hilfsbereitschaft, die wirklich die Not des andern zur eignen macht? Man kann in der Seelsorge gewiß keine billigen Erfolge erwarten. Aber wohl ist mir bekannt, daß in vielen Fällen durch vollmächtige und aufopfernde Seelsorge geradezu höllische Ketten durchbrochen worden sind. Jesu Nähe jedenfalls bedeutet immer Kampf und Sieg.

Als ich vor kurzem auf einer Gemeinschaftstagung in Ostfriesland war, berichteten mir liebe Brüder, wie man in den Tagen der Erweckung sich immer wieder gegenseitig gefragt hatte: »Hast du noch Kampf und Sieg?« Was meint diese Frage? Die Begegnung mit Jesus schenkt in jedem Falle Gewißheit und Geborgenheit, die die ganze Welt nicht hat. Unser Leben wird wirklichkeitsecht. Aber darüber sei niemand im Zweifel gelassen: Mit der Begegnung beginnt auch der Kampf. Er wird an deiner schwächsten Stelle am erbittertsten ausgefochten. Und wenn im Augenblick der Bekehrung das Fenster zum Feind hin verriegelt wurde, so wird der Teufel alles tun, daß du es wieder aufschließt und anlehnt. Die einmalige Begegnung muß also zur dauernden werden.

Nun kann man aber auch mit der Gnade spielen, und dann wird die Begegnung mit Jesus gestört. Es erlahmen das Gebet, die Freude und die Vollmacht. Es gilt, diese Störsender der Hölle im eigenen Leben genau zu beachten. Christen, die mit der Gnade spielen, gleichen eines Tages, wenn sie nicht wieder völlig Jesu Eigentum werden, ausgebrannten Kratern. Gegen den, die heute im Zeichen der Erweckung stehen, sind morgen

vielleicht versandet und verödet, wenn man nicht in der heiligen Unmittelbarkeit unter dem Kreuz Christi bleibt. Die wahre Begegnung mit Jesus ist darum nicht nur ein Datum der Zeit, sondern gleichzeitig ein Datum der Ewigkeit. Sie ist das Zentralereignis für Zeit und Ewigkeit. Wenn Bekehrungen versanden, lebt man im Grunde wieder aus dem alten Gefälle. Möchte doch die Gemeinde Jesu wieder eine »Brunnenstube« des lebendigen Gottes werden!

Von Hudson Taylor wird folgendes berichtet: Eines Tages bat ihn sein chinesischer Diener, mit dem er gerade chinesisch übte, er möchte ihm zur Begegnung mit Jesus verhelfen. Taylor war, weil er in China noch nicht gepredigt hatte, erstaunt und fragte: »Wie kommst du dazu? Ich habe dir doch noch keine Predigt von Christus gehalten.« Der Chinese erwiderte: »Die Predigt bist du selbst. Weil du so bist, muß Christus sein, wie du bist.« Die geschriebene Bibel lesen wenige. Die von dir gelebte liest jedermann.

Ihr seid das Salz der Erde!
Ihr seid das Licht der Welt!
»Drum wagen wirs und laden
dich ungescheut herbei,
die Allmacht deiner Gnaden
macht uns den Mut, Herr, frei.«

Handelt, während ich wiederkomme!

Unter allen Irrtümern ist es wohl der gefährlichste, wenn man sich in Gott irrt. Und wie folgenschwer ist dieser Irrtum erst, wenn dieser Gott, den man für tot erklärt hat, sich als lebendig erweist. Wie unheimlich wird dieser Irrtum, wenn dieser Jesus, der in seinem Kreuz und in seiner Auferstehung die Vertrauensfrage an die ganze Menschheit war, wiederkommt, um zu richten Lebendige und Tote. Die Herren dieser Welt gehen, der Herr der Kirche kommt. »Siehe, es werden ihn sehen alle, die ihn durchstochen haben, und es werden heulen alle Geschlechter der Erde«, sagt Johannes.

Worauf kommt es nun bei der letzten Überprüfung an? Was ist entscheidend, wenn die letzte Posaune erklingt, die auch durch die Gräber dringt? Der Herr sagt im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden (Luk. 19, 11–27) in knappen, spannungsgeladenen Worten: »Handelt, während ich wiederkomme!« Das klingt wie ein Weckruf, der dich aus der Etappe an die geistliche Front rufen will. Das ist wie ein Leitmotiv, das durch all dein Tagewerk hindurchtönen muß.

Der Herr hat zehn Knechten je ein Pfund anvertraut, und der Auftrag war, mit dieser Summe so verantwortlich und gewinnbringend umzugehen, daß daraus Frucht würde. Was will dies gleichnishafte Bild besagen? Was ist anvertrautes Pfund?

Wenn du mich fragen würdest, möchte ich dir zunächst antworten: *Dein anvertrautes Pfund ist zunächst dein Leben.* Es ist der gefährlichste Irrtum zu meinen, unser Leben sei unser Eigentum. Es ist weiter nichts wie Unterpfund und Wechsel. Du hast nur dies eine Leben, und in diesem einen Leben entscheiden sich Ewigkeiten. Du hast nur dies eine Leben, das dir Gott gegeben hat mit einer Sinnfrage: Woher, wozu, wohin, die dich unterscheidet vom Tier, und die Antwort sucht. Mit diesem einen Leben kann man machen, was man will. Man

kann es verludern wie der verlorene Sohn bei den Schweinen. Was ist das für ein jammervolles Leben, wenn man von einem Vergnügen zum andern läuft, wenn man zum Augenblicke sagen möchte: »Verweile doch, du bist so schön!«, und ihn doch nicht findet.

Jeder, der sein Leben auf die Wechselbanken dieser Welt einzahlt, wird erfahren, daß es am Tage der Ewigkeit keinen Kurswert vor Gott hat. Aber »darum ist Christus gestorben und auferstanden, daß die, die da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.« In Jesus erhebt der dreimal heilige Gott Anspruch auf dein Leben. Er hat die Vertrauensfrage so gestellt, daß sie dich unausweichlich erreicht. Lebst du dein Leben für dich, oder hast du es Jesus gegeben? Wenn du das Geheimnis mit der Sünde durchbrochen hast, wie der Heilige Geist es dir gezeigt hat, dann wird die Phantasie rein, dann bekommst du einen neuen Geschmack, dann hat dein Leben eine ewigkeitliche Erfüllung. Nur wer sich heute und jetzt, ganz und völlig auf die Wechselbank Gottes in Jesus Christus eingezahlt hat, nur wer Sklave und Magd Jesu Christi geworden ist, darf hoffen und wissen, daß er in seinem kommenden Reich den Adel des Königskindes tragen wird, hier schon im Glauben, morgen im Schauen. »Er hat uns zu Priestern und Königen gemacht«, sagt der Apokalyptiker Johannes.

Weltliche Gemeinschaften und Vereine buchen Erfolge. Gottes Ewigkeit fragt nach Frucht. Als ich vor kurzem auf einem Jahresfest sprach, meldeten sich zwei junge Mädchen. Sie gehen demnächst nach Afrika in die Mission. Sollte nicht auch der Herr mit dir heute reden, willst du ihm nicht sagen: *Sende mich!?* Zahle das Pfund deines Lebens auf die Wechselbank Gottes ein, und es trägt Zinsen in Ewigkeit.

Und weiter, *gib ihm das Pfund deiner enteilenden Zeit!* Wer zu Jesus kommt, findet die erfüllte Zeit. Mit der stinkenden

Langeweile ist es vorbei, mit dem ewigen Drehwurm »ich, icher, am ichsten« hört es auf. Jesus ist die Mitte deiner Zeit. Und der Auftrag, den du hast, der Marschbefehl ist eindeutig und klar: »Was stehst du den ganzen Tag müßig, gehe in meinen Weinberg!« Warum versäumst du in deinem Hause, auf deinem Arbeitsplatz, in deiner Umgebung die Gelegenheiten Gottes? Wieviel Stunden hast du auf die Wechselbank Gottes im Gebet, im Glauben, im missionarischen Dienst eingezahlt? In diesen Wochen habe ich einige Male mit meinem Freunde Shadrach Maloka vor vielen Tausenden gesprochen. Er war einmal ein Gangster und ist heute ein begnadeter Zeuge Gottes. Er zahlt mit einer Leidenschaft ohnegleichen Stunde um Stunde ein auf die Wechselbank Jesu Christi. Ich möchte wissen, wie viele durch ihn schon zu Jesus gekommen sind. Wenn du heute sterben würdest, könnten Menschen an deinem Sarge bezeugen, daß ihnen durch dich der Anstoß zur ewigen Bewegung geschenkt wurde? Die Gemeinde Jesu muß wieder missionarisch werden, sonst hat sie ihren Lohn dahin. In dem kommenden Katarakt der Hölle wird nur der als Christ überdauern, der mit dem anvertrauten Pfund seiner Zeit wuchert.

Und ferner, *wie ist es mit deinem Geld*, oder anders ausgedrückt, liegt dein Leben im Erfolgsdenken? Es ist doch das Größte und Herrlichste, daß sich noch Menschen vom Herrn rufen lassen, die wie einst auf der Hochzeit zu Kana um seinetwillen Wasser in leere Gefäße tragen, und darauf vertrauen, daß Wein daraus wird, Menschen, die solange gehorsam sind, die solange in einfacher, schlichter Treue die Kraft ihrer Jugend opfern und sich verbrauchen lassen, bis Er das Wasser in Wein wandelt!

Vor einiger Zeit sah ich in den Augen eines Pfarrers Tränen. Er sagte mir: »Du siehst in deinem Dienst doch je und dann Frucht, aber ich muß hier jahraus, jahrein stehen und sehe nichts als Mißerfolg.« Ich habe ihm gesagt: »Darauf kommt es

nicht an, ob du Erfolg oder Mißerfolg siehst. Wenn wir unser Tun und Mühen auf den Herrn setzen, wird Erfolg und Mißerfolg bei ihm zur Frucht werden. Und was immer auch für die Frucht nötig ist, vielleicht ist es des Herrn Wille, daß dein Leben Dünger werden muß. Das ist freilich das Schwerste, aber auch das Größte und Herrlichste; und – was ja für die Frucht auch immer wieder nötig ist – wenn du es im Gehorsam tust, wird das Ende dir das Ehrenzeugnis bringen: »Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein, zu deines Herrn Freude!« (Matth. 25, 21).

Im griechischen Urtext heißt es: »Handelt, während ich wiederkomme.« Was heißt das? Nichts anderes, als daß der Herr Christus nach seiner Auferstehung fortwährend im Kommen ist. Damit meine ich das Kommen in seine Kirche und Gemeinde, die er fortwährend zum ewigen Leben erweckt, bis die Vollzahl erreicht ist. Der Jüngste Tag ist insofern immer im Anbruch. Die sichtbare Wiederkunft, die Enthüllung und Überwindung von Raum und Zeit ist das endgültige Datum, an dem sich beugen werden alle Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. Die enteilende Zeit ruft nach Jesus. Die Gemeinde wartet auf Jesus. Die Saat wird zur Ernte. Und wenn die letzte Reihe das Evangelium gehört hat, wird der Herr sichtbar erscheinen.

»Handelt, während ich wiederkomme!« Wir leben aus der überholten Zeit. Wir leben mit dem Herrn, der bei uns ist alle Tage; der deshalb im Kommen ist, weil sein Reich kommt, weil alles ausreift zu seinem Tag. Ich erbitte Euch, meinen Lesern und mir, daß wir immer unter den Augen des wiederkommenden Herrn leben. Hier finden wir die rechte Rangordnung und Bewertung. Wenn wir wissen: Jesus ist im Kommen, wird uns klein das Kleine und das Große groß, ist das Ziel alles und der Weg nichts. –

Wie erschütternd, daß an jenem Tage von den zehn Knechten einer mit seinem anvertrauten Pfund zurückkommt und seinem Herrn sagt: Ich habe mein Pfund im Schweißstuch vergraben! Dann kommt es heraus, daß er in frommer oder unfrommer Erbaulichkeit und Beschaulichkeit sein irdisches Tagewerk getan und wohl vertan hat. Er hat mehr oder weniger rechtgläubig nur an seine eigene Seele oder auch nur an sein Durchkommen gedacht. Wie furchtbar, daß dann der König aller Könige sagen wird: Dein Christentum war ohne Frucht und Ertrag, ohne missionarische Bewegung. Du hast mein Kreuz und die Kraft meiner Auferstehung verleugnet. Wie furchtbar, daß der Herr dann sagen wird: »Nehmt das Pfund von ihm und gebts dem, der zehn Pfund hat!« Nur wer mit dem anvertrauten Pfund des Lebens, der Zeit, mit Geld und Beruf wuchert, wird die Prüfung am Tage des Herrn bestehen. Darum: »Handelt, während ich wiederkomme!«

Militanter Pietismus

In jungen Jahren wurde allsonntäglich in meiner Heimatkirche vom Prediger ein Agendengebet mit der Gemeinde gesprochen. Die regelmäßig wiederholte Bitte, daß Gott uns ein geruhig und stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit schenken möge, erschien mir je und dann etwas fragwürdig. Warum? Ist das Wesen einer glaubenden Gemeinde eindeutig bestimmt mit »geruhig und still leben«? Natürlich, wenn man damit die Ruhe und Geborgenheit meint, die man im Verlust der eigenen Mitte unter dem Kreuz gefunden hat. Natürlich, wenn die Überlegenheit und Gelassenheit das zum Ausdruck bringen will, die in der geschenkten Gewißheit des Glaubens liegt.

Wenn man darunter aber eine Abgewandtheit von den Möglichkeiten und Gelegenheiten versteht, die vor der Haustür lie-

gen, dann kann diese Ruhe Verrat am Evangelium sein. Wie viele fromme Ruhe gibt es, die im Grunde Ruhe des Grabes ist. Als ich kürzlich irgendwo evangelisierte, kamen viele junge Menschen zum Glauben. Die Frage war für mich: wo sind die Jugendkreise, die in einer natürlichen Unmittelbarkeit das neu geschenkte Leben verantwortlich vertiefen und ausrichten können? Wir sind den Katalog der christlichen Jugendkreise durchgegangen. Aber immer wieder hörte ich die Antwort: »Da haben wir es schon versucht, aber da spricht uns gar nichts an.« Nun braucht solch ein Wort kein Werturteil zu sein. Aber wir sollten uns doch fragen, ob unser Christentum nicht durch eine falsche Geruhsamkeit mehr abblendet als strahlt. Kann man es der Jugend verdenken, wenn sie nicht zu uns kommt, weil unsere Bibelstunden Monologe und oft stinkig langweilig sind? Kann man es nicht verstehen, wenn in einer unnatürlichen Frommheit der andere, der noch draußen ist, merkt, diese Leute pflegen eine Geruhsamkeit, die nicht mehr am Ball meiner Fragen und Nöte ist? Eine vollmächtige Verkündigung trifft immer ins Schwarze. Mir will scheinen, daß unsere Jugend heute für das Echte ein ganz besonderes Gemerk hat. Wir sollten ihr deshalb auch in aller Anfechtung echt nahe bleiben.

Kürzlich hat jemand das Wort von einem militanten Pietismus gesprochen, der notwendig ist, weil man darunter einen geistlichen Elan versteht, der in der Welt nicht von der Welt ist. Das ist sicher richtig. Wir alle spüren, wie eine geistliche Lähmung, eine Verdrossenheit und ein Kulturpessimismus unsere Zeit prägen und überlagern. Wir alle merken die Gefahr der Einigelung, die uns im Angriffselan blockiert. Nicht eine Theologie der Revolution, sondern eine Theologie der Evangelisation ist notwendig, ein Pietismus, der es wieder lernt, am Alltag und Sonntag mit anvertrauten Pfunden zu wuchern. Erwecktes Leben prägt sich nach eigenen Gesetzen in einer gewissen unmittelbaren Freiheit und Echtheit. Es kann nicht existieren ohne Gemein-

schaft. Aber wir sollten diese Gemeinschaft gerade heute in der Anfechtung allen geistlichen Lebens mehr in den Alltag übersetzen. Echte Gemeinschaft schafft Gemeinschaft.

Wie erfreulich ist es immer, wenn gläubige Christen, ganz gleich ob jung oder alt, eine falsche Erbaulichkeit und Beschaulichkeit mit einem militanten glaubenden Angriffsgeist durchbrechen. Wie befreiend ist es, wenn Gemeinschaftsformen gefunden werden, die auch für die Welt einladend wirken, die aber nicht von der Welt sind und das Ärgernis auch nicht zu billig verkaufen. Anders gesprochen: Es kommt darauf an, daß in unseren gläubigen Kreisen wieder mehr Osterglocken läuten. Die Kraft der Auferstehung Christi muß unsere Bewegung werden, unsere opfernde und glaubende Verpflichtung für den Bruder. Es muß gelingen in echter missionarischer Bewegtheit, in der Unwiderstehlichkeit einer Liebe Jesu, die Welt um uns so anzusprechen und zu Christus abzuholen, daß nicht wir überzeugen, sondern der Herr sich selbst durch uns überzeugt.

Ein militanter Pietismus ist ein Pietismus mit geistlichem Frontelan, der vor nichts resigniert, der die Posaunen um die Mauern Jerichos so lange bläst, bis sie fallen. Mit der Versuchung wächst die Größe der Aufgabe. Darum lieber etwas Verkehrtes als gar nichts tun. Die Gelegenheiten vor der Haustür so ausrichten, daß sie fruchtbar werden in ihrer erweckenden Kraft. Wo die fehlt, hat das Christentum das Überzeugende verloren. Wer nimmt denn noch ein Christentum ernst, das die Wirklichkeit des Auferstandenen bezweifelt und sich selber nicht in der Kraft der Auferstehung bewegt?

Militanter Pietismus bezeugt:

Es ist ein froh Getöne
rings um im Land erwacht;
das hat uns, deine Söhne,
vom Schläfe wachgemacht.
Weinleselieder schwingen

sich durch die öde Welt,
und Sens' und Sichel klingen
in deinem Erntefeld.

Der Gestellungsbefehl

Gerade komme ich aus der Gemeinde zurück, da erwartet mich auf dem Pfarrhofe der Postbote. Er hebt einen eingeschriebenen Brief in die Höhe und fragt mich: »Soll ich ihn zerreißen?« Augenblicklich wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte. Es war mein Gestellungsbefehl. Ein neuer Lebensabschnitt begann, ob ich wollte oder nicht! Natürlich hätte ich sagen können: »Zerreißen Sie den Brief!« Aber was hätte es genützt? Er war auf meinen Namen ausgeschrieben und wenn ich dem Gestellungsbefehl nicht gefolgt wäre, hätte ich als fahnenflüchtig gegolten, und mein Leben hätte jeden Kurswert verloren. Allenfalls hätte ich noch fliehen können – aber wohin?

Genau das ist die Lage eines Menschen, der durch die bevollmächtigte Verkündigung in die ewigkeitliche Entscheidung gerufen wurde. Der Ruf Gottes ist wie ein Gestellungsbefehl der Ewigkeit. Da baute Noah eines Tages auf trockenem Lande unter dem Gespött der Umwelt seinen Kasten, aber das Gekläff der Leute wird ihn kaum berührt haben. Der Herr hatte gesprochen, und das genügte. Da verließ Abraham eines Tages Vaterland, Elternhaus und Freundschaft. Er durchbrach die familiären und traditionellen Verbindungen, weil Gott ihn gerufen hatte. Die Glaubensbewegung wurde Beweis für die Wirklichkeit des Rufes. Er selbst wurde ein Fanal für die gottlose Umwelt.

Wie merkwürdig ist auch die Geschichte mit Samuel. Er lebte in einer Zeit, wo das Wort Gottes teuer im Lande war, obwohl es Prediger in großen Scharen gab. Der Anruf, den er in einer unruhigen Nacht hörte, erklärte sich als die Stimme Gottes. Sie

wurde bestimmend für seine Lebensbewegung. Durch ihn wurden Könige gesetzt und verworfen.

Wer gab dem Bauern von Thekoa, Amos, die Vollmacht, die fromme Maskerade seiner Zeit vorbehaltlos zu enthüllen? Warum ließ er seine Kühe auf dem Acker stehen und ging zum Heiligtum in Bethel? »Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten? Der Herr redet, wer sollte da nicht weissagen?« (Am. 3, 8). »Was ist aber alles Rufen der Propheten vor dem, der der heilige Ruf Gottes in Person wurde?« (2. Tim. 1, 9). Er ist in Wort, Werk und Person der letzte Ruf Gottes für die Menschheit. »Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise zu den Vätern geredet hat durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn« (Hebr. 1, 1 u. 2).

Es war für mich als Junge immer ein dramatischer Augenblick, wenn auf dem Elternhof ein Stück Großvieh verkauft wurde. Lange wurde um das Tier gehandelt. Aber dann kam schließlich ein Augenblick, der entscheidend war. Der Händler nahm die Hand meines Vaters, machte ein letztes Angebot und sagte: »Dies ist das letzte Wort.« Schlug der Vater in die dargebotene Hand des Händlers ein, war der Handel gültig.

Unser ganzes Christentum ist wertlos, wenn es nicht die volle und klare Entscheidung für Jesus ausweist. Die Entscheidung ist unaufschiebbar, wenn Jesus an uns vorübergeht. Was man in einer Sekunde ausgeschlagen hat, bringt keine Ewigkeit zurück. Hast Du in die Hand Gottes eingeschlagen? »Schicke Dich und begegne Deinem Gott!« (Am. 4, 12).

Stark ist meines Jesu Hand,
Und er wird mich ewig fassen,
Hat zu viel an mich gewandt,
Um mich wieder loszulassen.
Mein Erbarmer läßt mich nicht,
Das ist meine Zuversicht.

Heiligabend

Die Christvesper ist zu Ende. Kaum bin ich in meiner Wohnung, da klopft es an die Tür. Ein Junge von etwa zehn Jahren bittet mich im Auftrage der Mutter, ihr heute abend das Heilige Abendmahl zu reichen.

Unverzüglich machen wir beide uns auf den Weg in das Arbeiterviertel. Nach einer Weile stehen wir vor einer riesigen Mietskaserne. Langsam steigen wir die Treppen hoch, immer höher und immer höher. Ob denn das gar kein Ende nimmt?

Endlich stehen wir oben im Dachgeschoß in einem armseligen, kümmerlich erleuchteten Raum. Es begrüßt mich ein Mann wohl Mitte Vierzig. Sein zerfurchtes Gesicht wirkte im Kerzenlicht wie eine Maske. Es ist gelb und eingefallen. Im Halbkreis sehe ich sechs Kinder wie die Orgelpfeifen mit verweinten Augen am Bette der Mutter stehen.

Ach ja, die Mutter, nun sehe ich sie erst. Unter der Dachschräge liegt sie in ihrem Bett, vom Tode gezeichnet. Sie streckt mir ihre kalte Hand entgegen. Ein Hustenanfall hindert sie am sprechen.

Was kann ich hier in diesem Augenblick für ein Bibelwort nehmen? Schließlich wähle ich den 23. Psalm. Nach dem ersten Vers unterbricht sie mich, greift nach meiner Hand und haucht mit röchelnder, stockender Stimme: »Früher habe ich gedacht, man könne nur sagen, mir wird nichts mangeln, wenn man alles hat, was das Herz begehrt. In jungen Jahren habe ich davon geträumt: einen lieben Mann, nette Kinder, ein schönes Heim, keine Schulden und vor allen Dingen Gesundheit . . . Das Heim sehen Sie, dort stehen mein Mann und die Kinder! Was soll aus ihnen werden?« Ihre Augen bekamen einen überirdischen Glanz, als sie stockend fortfuhr: »Herr Pastor, es ist Heiligabend, und heute muß ich sterben.« Sie griff nach ihrer Bibel und drückte sie auf ihr Herz: »Jetzt kann ich sagen, mir wird

nichts mangeln. Jetzt kann ich mein Konfirmationslied singen:
Jesus funkelt mir im Herzen,
Wie ein güldnes Sternelein.
Er vertreibt mir Angst und Schmerzen,
Er ist mein und ich bin Sein.
Drum ergreif ich ihn mit Freuden,
Wenn ich soll von hinnen scheiden.
Er ist meines Lebens Licht:
Jesus laß ich ewig nicht!

Zurück ging mein Weg, vorbei an den Villen der Reichen. Kinderjubiläum drang an mein Ohr und Glanz und Flimmer von Kerzen durchdrang die Vorhänge der Fenster. Es war ja Heiligabend! Ob sie alle reich waren, die da scheinbar gesichert, ohne Sorgen und Leid ihr Weihnachtsfest feierten?

Das stille Leuchten in den Augen der Frau begleitete mich bis in den Weihnachtsmorgen. Als die Weihnachtsglocken läuteten, wurde mir ihr Tod mitgeteilt. Der Leichentext konnte nur das Apostelwort sein:

»Als die nichts inne haben und die doch alles haben, als die Sterbenden und siehe, wir leben.«

Lebendiges Zeugnis

Als Vikar in W. wurde mir die Beerdigung einer alten Frau aufgetragen. Von ihrem Leben wußte ich so gut wie nichts. Bei dem Beileidsbesuch fand ich den einzigen Sohn mit verstörtem Gesicht vor. Weil er vom Schmerz völlig benommen war, war es nicht ganz leicht, eine Unterhaltung mit ihm über die Entschlafene in Gang zu bringen. Sehr bald wurde deutlich, daß die Mutter eine Persönlichkeit war.

»Was haben Sie für einen Beruf?«

»Maurer, aber ich bin arbeitslos.«

»Schon länger?«

»Ja, ein halbes Jahr. Aber das war nicht schlimm, denn ich hatte ja meine Mutter!«

Weil ich wußte, daß der Sarg von der Armenkasse gekauft war, fragte ich weiter:

»Sind Sie manchmal in Sorgen und Not gewesen?«

»Das kann man nicht sagen, denn ich hatte ja meine Mutter.«

Wie immer ich auch fragte, die Worte des Sohnes waren ein ergreifendes Bekenntnis zum Mutterherzen.

Schon wollte ich aufstehen zum Abschied. Da öffnete sich die Tür. Die Nachbarin vom gleichen Hause trat ein und als ich sie nach ihrem Verhältnis zur Entschlafenen fragte, bekam ich die Antwort: »Wenn diese Frau nicht gewesen wäre, wäre ich niemals eine Christin geworden. Sie hat mir das Christentum anschaulich gemacht. Wissen Sie, Herr Vikar, Frau X war herzleidend, hatte Rheuma und offene Füße. Sie lebte immer unter Schmerzen, und dennoch habe ich sie immer nur gütig und fröhlich gesehen. Niemals kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Niemals hat sie mit ihrem Geschick gehadert. Ihre Kraft war allein der Glaube an Jesus. Ich wollte mit den Christen nichts zu tun haben. Aber sie hat mich unter die Predigt von Pastor Johannes Busch mitgenommen. Auch am vergangenen Sonntag ist sie den kilometerweiten Weg zum Voß'schen Saal, wo Pastor Busch predigte, mit mir hingegangen. Woher nahm diese Frau eine solche Kraft? Jeden Schritt ging sie unter Schmerzen. Als sie zurückkam, legte sie sich nieder und starb. Ja, diese Frau war eine Christin.«

Die Leichenpredigt war mir unter diesem Wort geschenkt. Wie herrlich kann doch das Zeugnis am Grabe sein, wenn man von dem Entschlafenen weiß: »Er wußte, an wen er glaubte.« Wie groß muß die Liebe zum Worte ihres Herrn in der Entschlafenen gewesen sein, daß sie darüber alle ihre Sorgen um den Sohn, ihre Schmerzen und Leiden vergessen konnte!

»Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus« (Phil. 4, 13).

Ewigkeit

Nach einer Karfreitagspredigt kam ein Bauer zu mir. Er sagte: »Herr Pastor, Sie haben heute morgen den Mund aber etwas voll genommen. Sie haben gesagt, der Herr Jesus hätte in den Stunden am Kreuz eine Ewigkeit der Gottverlassenheit durchlitten. Drei Stunden sind doch keine Ewigkeit!« Da fiel mir etwas ein.

»Hören Sie lieber Mann, kommen Sie doch gleich einmal mit in mein Pfarrhaus. In einem Raum habe ich da einen alten Kannonenofen stehen. Den zünde ich an und mache ihn so heiß, daß die Ofenplatte sich weißglühend färbt. Dann darf ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten. Sie setzen sich fünf Minuten auf die glühende Platte. Ich werde genau auf den Sekundenzeiger schauen. Nicht eine Sekunde mehr und nicht eine weniger dauert die Sitzung – nur fünf Minuten.« Verwundert schaute mich der Bauer an. »Meinen Sie nicht, daß fünf Minuten eine Ewigkeit bedeuten können?« Nachdenklich ging der Mann nach Hause.

Wenn der Prophet Jesaja unter den Namen des Jesuskindes das Wunder des Kreuzessieges mit »Kraft-Held« umschreibt (Jes. 9, 5), dann will das besagen, daß die Höllenqual von Jesu Gottesfinsternis der Sieg ewiger Liebe wurde. Die scheinbar größte Niederlage wurde der größte Sieg. »Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er die Fülle haben« (Jes. 53, 11).

Als für Jesus in der Gottesfinsternis die Sonne unterging, ging die Sonne der Liebe und Gnade für verlorene Sünder auf.

Vor einiger Zeit wollte ich den Kindern während einer Stunde klarmachen, daß es einmal im Himmel keine Zeit mehr geben würde. Mit vielen Worten gelang es mir nicht, das Problem ver-

ständig zu erklären. Die Kinder merkten, daß ich hinter vielen Worten nur die eigene Verlegenheit verbarg. Ein Mädchen sagte ganz offen: »Das verstehe ich nicht, können Sie uns das nicht anders sagen?« Dadurch wurde mir bewußt, daß ewigkeitliches Denken gleichnishaftes Denken ist. Also versuchte ich es so: »Kannst Du Dir vorstellen, daß dort, wo jetzt unser Jugendheim steht, sich ein großes schönes Schloß befindet?« »O ja«, war die prompte Antwort. Und nun entwickelte ich dem Kinde mit viel Phantasie ein traumhaftes Märchenbild von diesem Schloß. Unmerklich war das Kind in die Schau des Bildes mit hereingenommen. Schließlich fragte ich: »Wenn wir beide nun die Tür des Schlosses öffnen würden, was würde dann wohl geschehen?« »Ich würde staunen«, war die schnelle Antwort. »Und wenn ich Dir jetzt sage: Das alles, was Du hier siehst, gehört Dir. Es ist Dein Schloß. Würde es für Dich dann wohl noch Zeit geben?« Die Augen blitzten auf: »Nein, dann gäbe es für mich keine Zeit mehr, dann wäre ich ganz futsch.« »Nun, siehst Du, wenn einmal die Tür zum Himmel sich öffnet, dann werden wir aus dem Staunen nicht herauskommen, dann sind wir ewig futsch.« Der Apostel sagt: »Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschenherz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben« (1. Kor. 2, 9). Nur Jesus hat die Kraft, unser kurzes enteilendes Leben ewigkeitlich zu erfüllen. »Das ist aber das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen« (Joh. 17, 3).

Die Ewigkeit ist das Geheimnis erfüllter Zeit. Bezzel sagt: »Alle Gedanken werden im Himmel ein Gedanke: Jesus in Ewigkeit!« Wie hat Maria Schmalenbach doch gesungen:

Ewigkeit in die Zeit, leuchte hell herein,
Daß uns werde klein das Kleine
Und das Große groß erscheine:
Sel'ge Ewigkeit.

Seelenvergiftung

Auf einer Kunstaussstellung habe ich einmal lange vor einem Bild gestanden. Es war unterschrieben: Hochzeitsmorgen. Der Künstler hatte eine Bauernhochzeit, wie sie auf unseren Höfen gefeiert wird, gemalt. Auf der bekränzten Diele versammelte sich das junge Volk. Die Musikkapelle wollte gerade zum Tanze aufspielen. Überall sah man frohe Gesichter und es herrschte eine glänzende Stimmung. Doch durch die perspektivische Verlängerung des Raumes sah man in das Brautgemach durch die offenstehende Türe. Im Kranz und Schleier lag die junge Braut wie träumend auf dem Brautbett. Aber schreckensbleich. Keiner war mehr frohen Mutes. Jammernd und klagend sah man die Verwandten das Bett umstehen. Vergeblich versuchte der Bräutigam, seine Braut aus dem Schlafe zu wecken. Sie war, o furchtbare Wahrheit, vergiftet worden und erwachte nicht mehr aus dem Schlummer des Todes.

Körperliche Vergiftungen sind gefährlich, seelische noch viel mehr. Und wie leicht können sie geschehen. Es ist die große Gefahr schlechter Literatur, der Tanzdiele und zweifelhaften Filme, daß sie dem jungen Menschen vorgaukeln, der Weg zum Glück gehe über die Leidenschaft. Wer ihre unheimliche Glut zur Flamme weckt, wird erleben, daß er mit der Seele darin verbrennt. In jeder Leidenschaft liegt eine Versuchung der Hölle. Mag das Spiel mit ihr anfänglich noch so reizvoll sein, im Verborgenen lauert der Feind der Seele. Jesus erkannte ihn in untrüglicher Diagnose als den Mörder von Anfang.

Vor vielen Jahren erlebte ich im Zirkus Busch einen Schlangenbändiger. Der indische Fakir schien das Tier völlig in der Gewalt zu haben. Auf Anruf verließ die Schlange ihren Käfig. Sie schlang sich um ihn herum, so daß, wie in einer Spirale, nur noch der Kopf herausragte. Der Fakir öffnete den Rachen der Schlange und legte seinen Kopf auf die Giftzähne. Nichts ge-

schah. Der Beifall brauste für die Dressur ins Ungeheuerliche. Auf Befehl entringelte sich die Schlange und war bald darauf in ihrem Käfig verschwunden.

Einige Wochen später las ich in der Zeitung, daß etwas Furchtbares geschehen sei. Als der Fakir bei einer Vorführung wieder in der Schlangenspirale stand, hatte sie ihn urplötzlich mit ihren Riesenkräften zerdrückt. Ein furchtbarer Schrei gellte durch den Zirkus. Als man die Schlange getötet hatte, lag inmitten der Schlange der Fakir tot mit zerdrückten Knochen.

Es ist gut, wenn man das Gesicht hinter der Maske aller Leidenschaft immer erkennt. Es ist ratsam, wenn wir nie dem Feind der Seele in eigener Kraft begegnen. Er liegt wie eine Schlange stets auf der Lauer, durch ein angelegtes Fenster in unsere Phantasie einzubrechen. Heimliche und unheimliche Ketten sind die Folgen.

Im Ausland stand ich irgendwo einmal auf der Kanzel. Das Orgelspiel der jungen Organistin war so klassisch, daß ich wie gebannt auf den Anschlag ihrer Hände schauen mußte. Wie sehr sie doch in dieser Musik lebte!

Eines Abends begleitete sie mich auf dem Heimweg. Ich sagte ihr von meiner Bewunderung für ihr Orgelspiel. Sie blieb stehen und seufzte: »Herr Pfarrer, ich habe nur einen Wunsch, ich möchte mit reinen Gedanken, mit reiner Phantasie, mit reinen Händen und mit einem reinen Herzen zur Ehre Gottes spielen. Ist es möglich, daß dies Wunder auch bei mir geschehen kann?« Am nächsten Abend spielte dieses Mädchen wieder und doch so ganz anders. Die Akkorde strömten über vom heimlichen Siegesjubiläum. »Die Rechte des Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg.«

Jesu Liebe kann erretten,
Seine Hand ist stark und treu.
Er zerbricht der Sünden Ketten,
Er nur macht das Leben neu.

Offene Fenster

Bei Beginn des letzten Krieges hatte ich einen Dienst in dem Frauenkreis der Nachbargemeinde. Wir sprachen über das Thema: Offenes Fenster nach Jerusalem. Die Geschichte des Daniel, seine Ruhe und Überlegenheit in einer aussichtslosen Lage hatte uns alle sehr bewegt. Meine Ansprache hatte ich geschlossen mit dem Vers von Gerok:

Selig, wer im Weltgebrause
Nach der ew'gen Gottesstadt,
Nach dem rechten Vaterhause
Stets ein Fenster offen hat.

Nach diesem Vortrag saß ich noch bis spät in den Abend mit den Pfarrersleuten zusammen, und wir sprachen über die Bedrängnis unserer Stunde. Mein Heimweg mit dem Fahrrad ging durch einen großen Wald. Plötzlich wurde ich von einem Gendarmerie-Wachtmeister vom Fahrrad gerissen und mit dem Gummiknüppel niedergeschlagen. Er wollte meinen Namen wissen und sagte mir dann: »Gerade Sie suchen wir.« Mit entschlossener Pistole führte er mich tiefer in den Wald. Dort mußte ich im Schein der Taschenlampe niederknien. Im Augenblick, da ich die Pistole an meiner Schläfe fühlte, schlug ich sie blitzartig zur Seite. Die Kugel ging hinter meinem Kopfe vorbei. Es kam zu einem erbitterten Ringkampf, bei dem mir die Schädeldecke eingeschlagen wurde. Wie durch ein Wunder gelang es mir trotzdem, den Gendarm zu überwinden. Ich entkam in den Wald. Nach einem Ohnmachtsanfall erreichte ich in der Nacht blutüberströmt das Pfarrhaus der Nachbargemeinde. Vom Überfallkommando wurde ich dann nach Hause gebracht.

Jene Nacht brachte mir einen doppelten Gewinn. Noch nie sah ich mich so verloren, wie in jener Minute, da die Pistole mir an der Schläfe saß. Wo war mein frommes Amtstum? Was blieb von meinen gewollten Bekehrungspredigten? Wieviel

Eitelkeit und Ehrsucht war mir unterlaufen? In solchen Augenblicken betet man nicht mit dem Munde. Alles ist ein Ruf um Erbarmen.

Alles ist Gebet. Wir selbst sind ein Stoßseufzer, der geschenkt wird durch den Heiligen Geist. Aber mitten in der Angst unserer Verlorenheit hat Gott ein Tor eingebaut, das nach Osten führt.

Wollte ich die Wirklichkeit jener Minute treffend deuten, ich könnte es nicht anders, als mit dem Jesuswort: »In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.«

Zunächst wollte ich murren über die schwere Führung Gottes. Aber dann erfuhr ich, daß einige Frauen in der Gemeinde die Botschaft ernst nahmen und für mich beteten. Es wurde mir langsam deutlich, daß die ersten Anzeichen einer Erweckung geschenkt wurden. Mit einem glühenden Herzen hatte ich sie gesucht. Oft wollte ich sie in gesetzlicher Weise erzwingen, und nun fing der Herr bei mir selber an.

Jetzt erweckte er Menschen, nicht durch mein Wort, sondern durch den Leidensweg, den ich geführt wurde. Man kann mit viel Pathos im gesicherten, erbaulichen Raum über offene Fenster reden. Wie ganz anders aber ist es doch, wenn wir den Danielweg selber geführt werden. Nur wenn unser ganzes Leben unter dem Kreuz den geöffneten Himmel gefunden, ist es Wirklichkeit:

Wo ich mag mein Haus mir bauen,
In den Tälern auf den Höhn.
Immer soll nach Salems Auen
Mir ein Fenster offen stehen.
Baut mit seinen stolzen Gassen
Babel rings mein Hüttlein ein,
Unverbaut soll doch stets lassen
Zion zu mein Fensterlein.

Erweckende Liebe

Sicherlich ist es so, daß jedermann Ideale hat. Sonderlich in jungen Jahren baut man sich eine Traumwelt auf. Irgend ein Star gibt dem Leerlauf im Alltag seinen Inhalt. Und sicherlich können sie ausrichtend wirken, wenn die prägenden Vorbilder gut sind. Ja, sie können uns auch zu dem Versuch bringen, das Ideal des andern im eigenen Leben zu verwirklichen. Wer das einmal versucht hat, wird merken, daß er über eine Karikatur nicht hinauskommt. Unser Personsein kann niemand erfüllen und verändern, außer Gott selber.

Wie oft höre ich in der Seelsorge die Klagen: Als ich meinen Mann heiratete, versprach er, nicht mehr Alkohol zu trinken und dem Hasch zu entsagen. Nun ist es schlimmer als je zuvor. – Keine menschliche Liebe ist im Stande, ein Menschenherz zu ändern.

Zu den Einbildungen meines eigenen Lebens gehört, daß man Menschen durch Gutestun verändern könnte. Wenn ich ehrlich bin, habe ich genau das Gegenteil erlebt. Die Güte wird oft belohnt mit Verrat, die Offenheit mit Hintergehung, die Lauterkeit mit Lüge. Es gibt dann Stunden, die uns an die Grenze der Verbitterung bringen können. Die Enttäuschungswelle des Lebens macht einsam und gibt ein Alleinsein, das unsagbar und untragbar sein kann. Lebenserneuerung und Lebensveränderung schaffen nicht wir, sondern nur Jesus Christus.

Seit durch die Lieb am Kreuzespfahl
in meine Sündennacht
eindrang der helle Gottesstrahl
bin ich für Gott erwacht.
Seit dem ich weiß, wer mich geliebt
bis in den Tod so heiß,
mein Herz sich Ihm zu eigen gibt
zu Seines Namens Preis.

Diese Liebe Gottes in Jesus wurde unwiderstehlich im Opfer. Sie hat uns erlöst, indem sie uns erlitt. Sie hat uns befreit, indem sie die Ketten der Hölle durchbrach. Bodelschwingh hat gesagt: »Ein Körnchen von dieser Liebe ist mehr wert als ein Sack voll Gold.« Sie ist zum Gesetz unseres Lebens erhoben, als der Herr auf dem Kreuzesweg den Befehl gab, daß wir lieben sollen, wie Er geliebt hat. Nur wer aus der Vergebung lebt, hat deshalb die Kraft dieser Liebe.

Nur wer in der Wandlung vom Eigenen zum Geschenkten lebt, trägt den Adel einer liebenden Persönlichkeit. Wahrheit ohne Liebe ist immer ein Bumerang. Liebe ohne Wahrheit ist Lüge. Nur die Wahrheit in der Liebe überwindet. Sie ist gelebtes Zeugnis in geheiligter Natürlichkeit. Ach, daß wir die Völligkeit dieser Liebe fänden. Ach, daß wir im Alltag der Anfeindungen, der Enttäuschungen, in der Gefahrenzone der Verbitterung stur nur auf die Liebe schauen, die im vollkommenen Opfer uns die Möglichkeit gab, sie nicht im Ideal, sondern im Umbruch unserer Herzen als Wandlung zu erfahren.

Liebe, die für mich gelitten
und gestorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erstritten
ew'ge Freud und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb ich mich,
dein zu bleiben ewiglich.

Darum: »Wenn ich mit Menschen- und Engeln redete und hätte der Liebe nicht . . .«

Das schöpferische Wort

Mir wurde von einem Pfarrer berichtet, der auf dem Sterbebette lag. Irgend jemand sagte ihm ein Gotteswort. Er gab zur Antwort: »Darüber habe ich einige Male gepredigt.« Nun ent-

wickelte er dem anderen, was er alles für Gedanken seiner Gemeinde gesagt hatte. Er berauschte sich an seinen eigenen Worten. Als ein anderer ihm auch ein Gotteswort sagte, erwiderte er: »Darüber habe ich viele Kommentare gelesen. Interessant, wie die Hypothesen sich widersprechen.«

Ist das nicht eine furchtbare Sache, da hat man ein ganzes Leben lang Gottes Wort gepredigt, man hat es gehört und im Grunde doch nicht gehört. Wie kann man Gottes Wort weiter-sagen, wenn es uns selber nicht angesprochen hat? Jesus sagte ihnen »das Wort«, so heißt es von den Leuten in Kapernaum (Mark. 2). Dies Wort war keine Inflationsware, nicht manipu-liert wie in unseren Massenmedien. Dies Wort war nicht ge-lebte Lüge. O nein, in Jesus deckten sich Wort und Person im-mer. Jesu Wort war immer Geist und Leben. Es hatte erwek-kende und wandelnde Kraft. Wenn er einen Menschen anrief: Folge mir! dann war das Wort ein Gestellungsbefehl, es war Anstoß zu einer ewigen Bewegung. Das hatte Petrus gemerkt: »Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen!« Das wußte der Hauptmann in Kapernaum: »Sprich nur ein Wort, und mein Knecht ist gesund!«

Mir will scheinen, daß Gottes Wort noch nie so teuer gewe-sen ist in unserem Lande, wie heute. Es wird zerredet, zer-forscht, zerstritten. Man meint, über Gottes Wort verfügen zu können, und eben dadurch hat man es verraten. Wie kann man Gottes Wort weitersagen, wenn man es nicht selber gehört hat? Wie kann man es überzeugend weitergeben, wenn es uns nicht selber vom geistlichen Tode zum geistlichen Leben gewandelt hat? Was Gott ruft, das schafft er. Die Wiedergeburt durch Christus wird beglaubigt in einer neuen Existenz. Der Bezug meines Lebens wechselt.

Man hat von der reformatorischen Kirche gesagt, daß sie die Kirche des Wortes sei. Was für ein chaotisches Jammerbild ist sie heute! Wie auf einem Jahrmarkt wird alles geboten; man

schaut sich die Auslagen an, man kauft auch gewisse Dekorationsstücke, aber im Grunde ist der religiöse Jahrmarkt nur Allotria. Nur dort ist Kirche, wo das Wort Ereignis wird. Bezzel hat gesagt: »Gott gebiert sich seine Kirche selber!« Aber wo sind noch Geburtsstunden der Erweckungen? Wir wollen auch vorsichtig sein mit einem falschen evangelistischen Betrieb. Nicht immer ist das Gekonnte auch das Geschenkte. Auf keinen Fall kann man Gottes Stunde mit frommer Ekstase machen. Lieber keine Erweckung, als religiöse Bewegtheit, die versandet.

Wer einmal erkannt hat, daß er über Gottes Wort nicht verfügen kann, wer die furchtbare Entdeckung gemacht hat, daß alle menschlichen Reden und Worte Betrug sein können, daß sie uns allein lassen in unserer bängsten und schwersten Stunde, der hat nur ein Gebet: Herr, sprich du ein Wort. Nur dein Wort ist unseres Fußes Leuchte und ein Licht auf unserem Wege!

Die rechte Orientierung!

Immer wenn ich einmal in den Bergen der Schweiz mich erholte, überkam es mich wie eine Leidenschaft, über die blühenden Almen zu gehen. Wie ist dies doch wunderbar, wenn die Krokusse, der blaue Enzian und andere Gebirgsblumen ihre Frühlingskelche der Sonne öffnen.

Kein Wunder, daß ich auf den Gedanken kam, diese Blumen aus dem Berggelände in meinem eigenen Garten in der norddeutschen Niederung zu pflanzen. Das mußte doch gelingen, so dachte ich mir; aber trotz aller Bemühungen waren diese Versuche ein einziger Mißerfolg.

Warum? Ich hatte nicht bedacht, daß die Höhenstrahlung der Sonne eine andere ist, als in der Niederung. Ich hatte nicht bedacht, daß der Bergboden andere Wachstumsbedingungen hat, als der Boden unserer Heide.

Wenn ich an die oft gut gemeinten und vielleicht auch beachtlichen Versuche denke, die Gnadengaben in den apostolischen Briefen, wie sie in der Urgemeinde vorhanden waren, heute wieder neu zu erwecken, erscheint mir der Vergleich im vorgenannten Bild naheliegend.

Die Gnadengaben gedeihen nur echt in einer kindhaften Unmittelbarkeit, die Luther so gedeutet hat: »Ein Christenherz auf Rosen geht, wenns mitten unterm Kreuze steht.«

Im eigenen Tief unterm Kreuz stehen wir in der Sonne der Gnade auf der höchsten Höhe. Die Blumen, die hier gedeihen, sind immer wundersam und nicht zu verpflanzen. Ein Versuch, der aus dem Eigenen kommt, züchtet dann leicht Abarten dieser Blumen, aber nicht die Charismen in ihrer Ursprünglichkeit. Das kommt dem Feind sehr gelegen.

Diese Gefahr, die in der schwarmgeistigen Bewegung immer da ist, muß von der Gemeinde Jesu haarscharf gesehen werden. Nüchternheit und klare lehrhafte Ausrichtung sind notwendig, damit nicht das erweckliche Leben in ein falsches Gefälle gerät. Gleichwohl möchte ich warnen vor einem Fanatismus, der das Kind mit dem Bade ausschüttet, der nicht im Geiste der Liebe Jesu Christi geschieht.

Irrlehren, die nicht korrekturfähig sind, lehne ich ab. Abgrenzungen müssen in der Liebe geschehen, die ihren Ausweis darin hat, daß sie sich in der geistlichen Verantwortung für das Seelenheil des andern weiß. Der Herr möge uns den geheiligten Ernst der Liebe Jesu wieder schenken, die den andern nicht zum Objekt der eigenen Seelsorge macht, sondern die nur aus der Seelsorge Jesu handelt und deshalb in Vollmacht rufen, dienen und handeln kann.

Anders gesprochen: Geistliche Gnadengaben lehnen wir nicht ab, wenn sie in der rechten Erweckung als Blumen unter dem Kreuze Christi geschenkt sind.

Ganz anders ist es mit den Früchten des Geistes, wie Paulus

sie deutet: »Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut, Keuschheit.« Immer da, wo sie am Baume der Gemeinde Jesu gedeihen, ist es gut bestellt. Frucht aber wird nur in geheiligter Demut, die im Bruch mit dem Geheimnis von Sünde und Schuld ein Geschenk der Gnade ist. Sie hat jene heilige Unwissenheit zur Folge, die aus dem mangelnden Wissen kommt, daß nichts die Frucht so hindert wie der Versuch, aus der eigenen Kraft und Gerechtigkeit zu leben. Diese heilige Unwissenheit hat der Herr gedeutet im Gleichnis vom »Weinstock und den Reben«. Wo die Frucht Anspruch erhebt, ist ihr Sinn als Hinweis auf den Herrn, der sie schenkte, verwirkt.

Alle geistliche Angeberei, die diese Keuschheit verloren hat, ist auch kein Zeugnis für die Welt.

Wer die Kirchengeschichte kennt, der weiß, daß in jeder Erweckung, die der Heilige Geist gewirkt hat, auch der Feind am Werke ist, den Holzweg zu bauen. In der Gestalt eines Engels des Lichts, und unter frommer Maske ficht er oft die Gläubigen dadurch an, daß noch ein Nachholbedarf im eigenen Frommsein zu tätigen sei. Die Sektenbewegung ist ein trauriger Beweis für diese Wirklichkeit. Leben und volles Genüge ist der Herr selber, und dies hat jedes seiner Kinder letztlich in der Unmittelbarkeit mit ihm und durch sein Wort.

Wir wollen und dürfen deshalb auch die Gefahr des Schwarmgeistes nicht übersehen. Eine »besondere« Begnadung, die eine »Geistestaufe« nach der Bekehrung normativ macht, lehnen wir ab. Das schließt keineswegs aus, daß es eine Völligkeit gibt in der Heiligung, ein Erfülltwerden mit dem Geist Gottes, wie es Epheser 5, 18 meint.

Aber nicht nur von Seiten des Schwarmgeistes droht für die Gemeinde Jesu Gefahr. Die Taktik des Feindes zielt darauf ab, auch durch eine falsche Bekämpfung des Schwarmgeistes die geistliche Schlagkraft zu mindern und den ganzen notwendigen

Kampf zu neutralisieren. »Lasset Euch nicht das Ziel verrücken«, sagt der Apostel. Wir sollten deshalb bei aller Nüchternheit und bei aller Korrektur, die wir uns schuldig sind, die echte Front, nicht aus den Augen verlieren. Der dämonisierte Intellekt, der theologisch und philosophisch Gefahr für unsere Jugend ist, ruft nach rechter geistlicher Lehre, nach Oasen in der Wüste, nach Geborgenheit in der Schlacht. Klare Fronten unter uns befähigen zur klaren Front vor uns. Der Blickwechsel aus dem Eigenen zum großen Herrn, dem Hirten und Bischof seiner Gemeinde, schenkt Siegesgewißheit. Der Herr gebe, daß wir fest und unbeweglich in klarer Gewißheit uns ausrichten im Bekenntnis der Hoffnung, »daß in der Kreuzesritterschaft wir werben um den Sieg.«

Frucht einer Bekehrung

Das Zeugnis eines jungen Predigers hat uns neulich bewegt. Er war einmal als Rauschgiftsüchtiger bei uns und fand dann in Buße und Glauben seinen Herrn. Als die Veränderung seines Lebens sichtbares Zeugnis geworden war, wußte er sich auf ein Bibelseminar gerufen. Nach der Abschlußprüfung ist er nun in der Inland-Mission tätig.

Kürzlich berichtete er in einer Zeltevangalisation, daß er nach seiner Bekehrung immer wieder an seine mancherlei Diebstähle erinnert wurde, die zum großen Teil nicht aufgefallen waren. Als sein Gewissen vom Heiligen Geist korrigiert wurde, überprüfte er sich und fand zweiundvierzig Fälle, wo er gestohlen hatte. Es wurde ihm vor dem Herrn klar, daß er das in Ordnung bringen müsse, wenn er Geborgenheit, Freudigkeit und Vollmacht behalten wollte. So nahm er sich kurzerhand Urlaub und besuchte alle, bei denen er unrecht Gut veruntreut hatte und bat um Vergebung.

Das Zeugnis machte uns allen anschaulich: »So wir unsere Sünden bekennen, ist Gott treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Untugend« (1. Joh. 1).

In der Seelsorge sehe ich oft, daß der innere Friede und die Vollmacht des Zeugnisses auch davon mit abhängen können, ob man unrechte Dinge auch vor Menschen wieder in Ordnung bringt. Ich erinnere mich, wie ich in eigener Sache durch ein Schuldbekennnis vor Menschen die große Freude erfuhr, die das Gewissen frei macht. Der Mut, sich vor anderen Menschen auf die Sünderbank zu setzen, und auch, wenn notwendig, Vergebung zu suchen, wird von Gott beglaubigt mit der Freude der Erlösten.

Was heißt Schwärmerei?

Wenn immer die Gemeinde Jesu die Mitte des Evangeliums, die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben verläßt, droht die gefährliche Strömung der Schwarmgeisterei. Sie ohne diese Mitte kirchengeschichtlich eindeutig zu bestimmen, ist meiner Meinung nach bis heute nicht gelungen. Wir tun deshalb gut, wenn wir uns zurückbesinnen auf reformatorische Maßstäbe, ohne sie absolut zu setzen. Für Luther war die katholische Kirche Schwärmerei. Gelegentlich nannte er auch Zwingli einen Schwärmer. Zweifellos kann eine zu starke Betonung der eigenen Rechtgläubigkeit in die Gefahr bringen, auch den eigenen Mitbruder in oft liebloser Weise als Schwärmer zu sehen. Nicht jede Freude der Erlösten ist schon Schwarmgeisterei. Sie wird religiöser Rauschzustand und kann auch dämonischen Ursprungs sein, wenn sie das Eigene mit dem Geschenkten verwechselt. Die Prüfung der Geister ist deshalb in der Liebe notwendig, sollte aber nicht im Fanatismus geschehen.

In den Schmalkaldischen Artikeln und in der Konkordien-Formel werden alle als Fanatiker des Geistes bezeichnet, die ohne die Predigt des Wortes Gottes auf himmlische Erleuchtung des Geistes warten. Der Ausdruck »Schwärmer« richtet sich bei Luther zunächst wider das Stürmen gegen Bilder und Sakramente. Ferner richtet sich der Ausdruck bei ihm gegen den nicht schriftgebundenen Umsturz von Kultus und Verfassungseinrichtungen. Sehr oft wird mit Schwärmer auch jene Bewegung bezeichnet, die im Geist »himmlischer Propheten« das »Innere Wort« und die eigene Erleuchtung über das Schriftwort stellen. Ein Schwärmer ist nach Luther »der nicht will unter Gottes Wort oder der Heiligen Schrift sein, sondern Richter und Meister über sie aus dem Geist«. Ohne daß man einen vollständigen Begriffskatalog über Schwärmerei geben kann, lassen sich folgende Kennzeichen doch als Schwärmertum deuten:

1. Das Bauen auf Spezialoffenbarungen, verbunden mit übertriebenem religiösen Selbstgefühl.

2. Alles geistliche Wesen, das die Grenze geheiligter Natürlichkeit durchbricht.

3. Wunderglaube, der das Außerordentliche sucht, verliert die Unmittelbarkeit unter dem Kreuz. Er ehrt nicht den Herrn, sondern sich selbst. Erweckungen, die nur das Außerordentliche suchen und nicht in der gelebten Wirklichkeit, in Kreuz und Leid, in der Nachfolge Christi im Sterbeprozess der Heiligung sich erfüllen, enden leicht in Schwärmerei. Michaelis, der frühere Leiter des Gnadauer Verbandes, bezeichnete die Schwärmerei als religiösen Rauschzustand. Sie kann nach ihm dämonisch inspiriert sein. Die Grenze ist seelsorgerlich oft schwer zu erkennen; am schwierigsten, wenn der Feind in Gestalt eines Engels des Lichts kommt.

4. Weltflucht, die erbaulich und beschaulich die missionarische Stunde verträumt, oder die umgekehrt die Kirche zur Welt macht. Immer wenn die Schwärmerei das betende Denken auf-

hebt, ist Gefahr im Verzuge. Wir sollten als Christen Korrekturen für solche Gefahren sein und uns in rechter Lehre zum rechten Leben ausrichten. Wir sollten aber auch den Mut haben, nicht in Fanatismus, sondern in Liebe die Geister zu prüfen, ob sie von Gott sind.

Der Übergang von Schwarmgeist zur Sekte ist immer dort gegeben, wo man eine Teilwahrheit der Schrift zur Hauptwahrheit erhebt. Kann es sich bei Schwärmern noch um irrende Brüder handeln, so nicht mehr bei Irrlehrern. Es ist meine Erfahrung, daß man jedenfalls bei der Beurteilung des Schwarmgeistes leichter irren kann, als bei der Beurteilung der Irrlehren. Ist im letzteren Falle eine theologische-kirchengeschichtliche Orientierung leichter möglich, so ist das schwieriger bei schwarmgeistlichen Erscheinungen. Eine totale Kirchlichkeit kann leicht jede Erweckung als Schwarmgeist beurteilen. Die Freude der Erlösung von uns selbst beweist sich in der Bewegung der Nachfolge mehr in den Früchten des Geistes, als in dem Streben nach außerordentlichen Gaben. Wer den Heiligen Geist hat, lebt ihn. Die Gemeinde Jesu wird vor dem Schwarmgeist bewahrt bleiben, wenn sie im rechten Bezug handelt. Sie ist in der Welt, nicht von der Welt. Ihre Lebenserwartung und Erfüllung liegt in der nüchternen Bindung an den gekreuzigten, auferstandenen und wiederkommenden Herrn. Die Anfechtung der kommenden Stunde wird nicht durch den Schwarmgeist, sondern nur durch den Geist der Liebe, der Kraft und der Zucht überwunden.

Buße ist Freude

In der Jahreslosung 1975 werden wir gefragt, in welche Richtung uns die Güte Gottes bewegt. Wer hat noch in einer Zeit, in der das Erfolgsdenken Trumpf ist, ein Verständnis dafür, daß Gottes Güte zur Buße leitet. Das natürliche Menschenherz sieht

bei dem Wort Buße immer nur den Stecken des Treibers, hört das Klopfen des Gerichtsvollziehers, dem man ausweichen möchte. Der natürliche Mensch setzt alles daran, um seine Bankrotterklärung zu verhindern. Darin ist sich alle Welt einig, daß man die Güte Gottes im Komfort und Wohlstand, in steigenden Löhnen und Traumhäusern der Zukunft sieht. Aber wie selten kommt es vor, daß die Güte Gottes in dieser Form in die Demut zwingt. Sind es nicht die wahrhaft Armen, die an einer falsch verstandenen Güte Gottes ihre Seligkeit verlieren? Ergeht es ihnen nicht wie Esau, daß sie ein Leben lang die Buße suchen und niemals finden? Nein, Gottes Güte kann unendlich größer sein im Verlust alles Eigenen, wenn Er uns in Krankheit, Not und Tod stellt, wenn Er uns erkennen läßt, wie madig die Treiber dieser Welt sind. Gottes Güte kann unendlich größer sein, wenn wir vor uns selbst und vor ihm weglaufen wollen und es nicht mehr können.

In diesen Tagen sagte mir ein junger Mann: »Ich bin mir selbst ein Ekel.« Er wollte Selbstmord üben, und an dieser Grenze fand er den Raum zur Buße. Er gab einen Hundert-Mark-Schein für Krelingen aus Dankbarkeit, daß er die befreiende Buße gefunden hatte.

Ein Junge auf dem Glaubenshof sagte mir: »Ich mußte erst süchtig werden, damit ich die gelebte Lüge erfuhr und die Güte Gottes im Kreuz seines Sohnes entdeckte.«

Buße heißt, ehrlich werden vor sich selber und vor Gott. Niemand von uns kann den andern in die Buße zwingen. Keine Bußtagsglocke kann erreichen, was Gott zu erreichen suchte mit der Buße seines Sohnes und der Gottverlassenheit für uns alle. Die größte Güte Gottes lag darin, daß er mich aus meiner Lebenslüge durch das Kreuz seines Sohnes erlöste. Hier entdecken wir das Geheimnis, daß Buße Heimkehr zum Vaterhaus bedeutet. Niemals ist der Mensch so schön, als wenn er diese Buße findet. Aber wie schwer ist es doch, sich als Sünder zu erkennen!

Ich erinnere mich, wie einmal bei einer Erweckung eine ganze Bauernfamilie zu mir kam. Der Bauer sagte: »Wir haben gemeinsam gesündigt, wir wollen auch gemeinsam Buße tun.« Ich antwortete: »Wir wollen niederknien unter dem Kreuz und dem Herrn Jesus das bekennen, was durch seinen Heiligen Geist und durch sein Wort zur Sünde geworden ist.«

Wir knieten nieder und als erster betete ich. Ich höre noch, wie der Bauer seufzte, immer wieder Worte suchte und nicht fand. Nur wer sich selber beichtet, kommt in die Freiheit der Kinder Gottes. Nur wer am Karfreitag Christi sich verlor, steht am Ostermorgen auf zu neuem Leben. Auch die Bauersfrau versuchte ein Gebet, aber sie fand es nicht. Ich wartete geduldig, bis Gott das befreiende Wort schenkte. Da sagte der kleine Junge, der heute ein Missionar in der Südsee ist: »Herr Jesus, Du weißt, wie ich manches Mal Mutter Geld aus der Börse genommen habe. Vergib mir das um deiner Buße willen.« Dies Wort durchbrach den Bann des Schweigens und die große Freude kam, die allem Volk widerfahren wird.

Das Geheimnis einer Erweckung, ja, ich möchte sagen, das Ansteckende liegt in der Entdeckung, daß die Bußglocken in Wahrheit Freudenglocken sind. Wer das Geheimnis von Sünde und Schuld unter dem Kreuz verlor, hat den Himmel gewonnen. Ein gewisser Modernismus macht immer wieder den Bußkampf unserer pietistischen Väter madig. Aber jede Erweckung zeigt, daß nur dort wahrhaft ein Neues gepflügt wird, wo das menschliche Herz sich dem Gerichtsurteil Gottes stellt. »Gott hebt immer nur aus der Hölle in den Himmel«, sagt Luther. Deshalb ist es die Güte Gottes, wenn er uns erkennen läßt, daß wir im Fallgesetz des Todes und der Sünde liegen. Buße ist keine Höllenangst, aber sie geht durch Höllenangst. Die Prediger, die dem Volk nach dem Mund reden, die einen lieben Gott nach ihren eigenen Maßstäben malen, leben deshalb in übertünchten Gräbern.

Es gibt auch eine Erweckungspredigt, von der ich nichts halte. Sie ist einfach zu billig. Der Gott von Sinai und Horeb wird hier verfälscht. Wir sollten bei unseren Evangelisationen keinen grünen Roggen mähen. Wir sollten die Nachfolge Jesu nicht zu einem Spaziergang machen. Nur wer willens ist, mit dem Geheimnis von Sünde und Schuld zu brechen, kann Jesu Jünger sein. Jede fromme Mogelei verdirbt. Und ist das nicht die Herrlichkeit der Buße, daß jedermann, der sich in der Buße Gottes im Kreuz Christi verloren hat, sich in einer Freude und göttlichen Geborgenheit wiederfindet, die darin ihre Vollkommenheit hat, daß sie uns den Verlust der eigenen Mitte und die Gewißheit der Heimat in Jesus schenkt?

Möchten unter den Theologiestudenten, die sich hier in Krelingen auf den Dienst rüsten, Männer erstehen, die in Bußwilligkeit vor dem Herrn sich wandeln lassen zu Persönlichkeiten, die in der kommenden Stunde das Schicksal der Kirche bestimmen werden.

Möchten wir erkennen, daß unser ganzes Leben eine stete Reue und Buße sein muß, wenn wir überwältigt werden wollen von der Freude, die wahrhaft Zeugnis einer Erweckung ist!

Was heißt Glauben?

Daß unser zeitliches und ewiges Heil am Glauben hängt, bezeugen die zentralsten Aussagen der Bibel. Und doch verbindet sich mit diesem Wort eine Deutung, die es notwendig macht, zu erklären, was die Bibel mit dem Wort Glauben meint.

Da ist zunächst der Möglichkeitsglaube. Man trifft jemanden auf der Straße und fragt: »Ist Dein Bruder zu Hause?« Er sagt: »Ich glaube es.« Man fragt weiter: »Weißt Du nicht, daß er da ist?« »Sicher ist es nicht«, lautet die Antwort, »aber ich glaube es.«

Was heißt dies anderes als: Es kann sein, kann aber auch nicht sein. Hier ist das Wort Glauben Ausdruck der Ungewißheit. In diesem Sinne gibt es einen Allerweltsglauben, der überall gang und gäbe ist.

Es wäre zweifellos richtiger, und der Wirklichkeitsdeutung vom Glauben angemessener, wenn wir in solchen Fällen der Ungewißheit sagen würden, ich weiß es nicht genau und nicht das Wort dadurch seines Sinnes berauben würden, daß wir Glauben zum Ausdruck der Ungewißheit machen. Diese Verkehrung des Wortes Glauben sollten wir uns abgewöhnen.

Eine zweite Form des Glaubens ist der Lehrglaube. Er will aussagen, daß ich für wahr halte, was mir als Meinung und Lehre der Kirche übermittelt wird. Diese Auffassung des Glaubens ist darum so verführerisch, weil in der Tat selbst die heiligsten Gedanken unserer Väter in Lehren und Lehrsätzen überliefert sind.

Alles glauben heißt hier, alles für wahr halten, was vorgeschrieben ist. Nach diesem Maßstab wird dann hier die Frömmigkeit des andern bewertet. Ein Lehrglaube ist zweifellos nicht krisenfest. Auch für die Bibel erschöpft sich die Auffassung des Glaubens nicht in dem für wahr halten von Lehrsätzen.

Luther wußte dies aus eigener schwerer Erfahrung. Er hat in seiner Kirchenpostille, die er auf der Wartburg schrieb, das bloße für wahr halten von Lehren und Geschichten den Historienglauben genannt. Er sagt von ihm, er helfe nichts, »er sei ein natürlich Werk ohne Gnade, und diesen Glauben hätten auch die Verdammten«.

Freilich kann das Wissen und für wahr halten von Lehrsätzen mit dem Glauben sich verbinden, und muß es sogar. Auf alle Fälle ist der Unterricht im Heidelberger oder Lutherischen Katechismus in seiner Substanz unendlich wertvoller, als oft das Geplär der Religionsbücher, die den Sinn der Heiligen Geschichte auflösen statt zu bezeugen. Aber es ist immerhin ein großer

Unterschied, ob ich ein bloß sachliches Verhältnis zu den Lehrensätzen habe, oder ob ich dem Herrn, den sie bezeugen, völlig vertraue. Erst dies ist Glaube im Sinne Jesu. Das meint das Wort Jesu an den römischen Hauptmann von Kapernaum: Ein solches bedingungsloses Vertrauen habe ich nicht einmal in Israel gefunden.

Hier bedeutet das Wort Glauben: Wagnis im Risiko. Der rettende Glaube geht allezeit wider den Schein, sagt Luther mit Recht. Ja er begreift sich letztlich im Widerspruch und ist in diesem Sinne nur deutbar als Wunder Gottes am Menschen selber. Vom Vater des Glaubens, Abraham, heißt es, daß er, als er mit Isaak zum Opfer ging, auf Hoffnung wider Hoffnung glaubte. Er traute Gott zu, daß ihm Gott auch aus Steinen wieder einen Sohn erwecken könne. Es war Glaube im Risiko. Und deshalb ließ er Gott, Gott sein.

Als die Aussätzigen auf das Wort Jesu hin sich den Gesundheitsattest vom Priester holen sollten, war das Glaube an den Herrn, dessen Wort man für untrüglich hielt.

Der errettende und gewisse Glaube ist Willenshingabe im totalen Vertrauen. Er kennt kein unmöglich und ehrt dadurch den Herrn. Er gibt Gott die Ehre, in dem er die Maßstäbe Gottes anerkennt. Im Zeichen der Heiligkeit Gottes in Buße und Bekehrung sich zu ihm wendet. In der Rechtfertigung allein durch den Glauben hat Gott seine Ehre, und wird die Gotteskindschaft Zeugnis für die Welt.

Ein Ehepaar ließ sich in England durch die königliche Münzanstalt führen. Dabei erwähnte der Meister, daß man geschmolzenes Blei ohne Schaden zu nehmen sich in die bloße hohle Hand gießen lassen könne, wenn man sie dabei in kaltem Wasser habe. Der Meister fragte den Mann, ob er die Probe machen wolle. Er sagte: »Nein, ich glaube es schon.« Er fragte die Frau, »wollen Sie es versuchen?« »Gerne«, erwiderte sie und zog den Handschuh aus, hielt den Arm ins Wasser und ließ sich das

flüssige Blei ohne Schaden in die Hand gießen. Da sagte der Meister zu dem Mann: »Sie haben es für wahr gehalten«, und dann zur Frau, »Sie haben mir vertraut«. Der Mann hatte den Lehrglauben, die Frau aber den wahren Glauben. In dieser Grundfrage liegt auch unsere Entscheidung.

Müßiggang

In diesen Wochen, in denen die Zahlen der Arbeitslosen wachsen, sehe ich sie wieder vor mir, die langen Schlangen vor den Arbeitsämtern, die nach dem ersten Weltkrieg zur Alltäglichkeit gehörten. Das Stempelgeld reichte gerade, daß man sich über Wasser hielt; aber eine Existenz aufbauen konnte man nicht. Die Arbeit ist ein Segen, das entdeckt man oft erst, wenn man sie verloren hat. Die Arbeitslosigkeit ist Gefahr, weil sie die unheimliche Rutschbahn ins Laster bauen kann, die zum Verderben führt. Wer keine Antwort auf die Sinnfrage des Lebens hat, fängt in solchen Zeiten leicht an, Rebell gegen Gott und Menschen zu werden.

Auch im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg hat der Herr diese Gefahr in klassischer Form gedeutet. Immer wieder wird an der Landstraße des Lebens die Frage gestellt: »Was stehet Ihr den ganzen Tag müßig?« Hier ist mit Müßiggang durchaus nicht Untätigkeit im irdischen Bereich gemeint. Man kann Fabriken und Konzerne, oder wie Kain Städte bauen und lebt doch im Müßiggang. Man kann rechnen und sinnieren, um die Lebenserwartung zu steigern, und ist immer unterwegs, und alles ist Müßiggang. Was wird von unserer Arbeit einmal Ewigkeitsbestand haben? Wenn unser Leben nicht die erfüllte Mitte in Kreuz und Auferstehung Christi gefunden hat, ist alles Leerlauf und Müßiggang. Was ist das für eine elende Selbsttäuschung, wenn der Mensch dem Unsinn seines Lebens einen eige-

nen Sinn zu geben sucht im eigenen Arbeits- und Leistungsdenken. Der Prophet sagt von Jesus: »Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er die Fülle haben« (Jes. 53, 11). Wer hier seine Vergangenheit verlor, der hat bei aller irdischen Arbeit vorrangig den Auftrag: Gehe in den Weinberg Gottes! Erwarte nicht, daß auf den ersten Anrieb schon die Eichen fallen. Der gefrorene Boden taut nicht sogleich auf, um Frühlingsblumen wachsen zu lassen. Die Schallmauer der Hölle zum anderen hin kann sehr dick sein.

Neulich berichtete mir ein aktiver Jugendkreis, der wahrlich nicht im geistlichen Müßiggang steht, daß der Eingeladene im Durchschnitt erst bei der fünften Einladung ansprechbar sei. Wenn wir den geistlichen Müßiggang überwinden wollen, muß er Opfergang werden. Die Arbeit Gottes an uns befähigt zur Arbeit an den anderen. Wer den geistlichen Müßiggang überwunden hat, dient nicht Menschen, lebt auch nicht in ihren Werturteilen, sondern erfüllt schlicht und einfach den Auftrag, der gerade vor der Tür liegt. Gott verlangt von uns nicht Großes und Gewaltiges. Er hat die Krone des Lebens nicht auf Titel und Würden gesetzt, sondern auf die einfache, schlichte Treue in der Völligkeit der Hingabe um Jesu willen.

In diesen Tagen war ein früherer Süchtiger bei mir. Er ging einmal durch unser Glaubenswerk. Die Wandlung, die der Herr ihm schenkte, ebnete ihm den Weg zum Verkündiger. Er steht nun an der harten Front des Dienstes und holt Menschen in der Teestubenarbeit ab, die genau so im Müßiggang stehen wie er gestanden hat. Er kam zu mir mit einem verzweifelt Mann von der Landstraße. Die Liebe Jesu findet immer Mittel und Wege zur Hilfe. Wenn Gott handelt, wird das unsere Bewegung. Weil uns denn Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde! Dies Wort auf dem Grabstein Bodelschwinghs ist auch unser Marschbefehl.

Unruhe, die erweckt

In meinem Heimatdorf gab es einen Bauern, der überall als Angeber bekannt war. Er machte, wie man landläufig sagt, aus einer Mücke einen Elefanten. Aber hinter seiner Angeberei steckte im Grunde das Bewußtsein der Minderwertigkeit. Das ist immer der Fall, wenn man die Anleihe im Eigenen macht und im falschen Bezug lebt.

In einer Nacht stiegen auf seinem Hof die Einbrecher ein. Auf dem Boden, auf dem die Würste und Schinken hingen, entstand ein Gepolter, daß seine Frau im Bett erwachte. Sie stieß ihren Mann an. »Fritz, auf dem Boden ist etwas los, steh' auf. Hast Du das Gepolter nicht gehört?« Halbschlafend gab er die Antwort: »Weib, ich habe nichts gehört, laß mich schlafen.« Nach einiger Zeit wurde das Gepolter schlimmer. Seine Frau stieß ihn noch heftiger an und sagte: »Fritz, steh auf; man stiehlt uns unser ganzes Fleisch.« Er erwiderte nochmals: »Laß mich in Ruhe, ich höre nichts.«

Am andern Morgen war der ganze Boden ausgeräumt. Die Nachbarn kamen und auch die Polizei und besahen sich interessiert den Einbruch. Die Leiter stand noch am Fenster. Da hätte man den Bauern mal hören sollen. Er warf sich in die Brust und brüllte immer wieder: »Diese Halunken! Wenn ich die bloß erwischt hätte. Ich hätte ihnen das Messer zwischen den Rippen umgedreht.«

Diese Erinnerung wurde in mir wach, als ich einen Bericht von Sören Kierkegaard über den Sinn der Unruhe las. Der Leser möge entscheiden, ob er recht hat:

»Wie der Fischer, wenn er das Netz ausgelegt hat, im Wasser Lärm macht, um die Fische dorthin zu jagen und um so mehr zu fangen; wie der Jäger mit der Schar der Treiber das ganze Gelände umgibt, und nun das Wild in Menge zusammenscheucht an den Ort, wo es geschossen werden soll; ebenso macht Gott,

der geliebt werden will, mit Hilfe von *Unruhe* Jagd auf Menschen.

Das Christentum ist die nachhaltigste, stärkste, die größtmögliche Unruhe, es läßt sich keine größere denken, sie will (so wirkte ja Christi Leben) das menschliche Dasein von seinem tiefsten Grund auf in Unruhe bringen, alles sprengen, alles zerbrechen.

Also, Gott benutzt Unruhe, er bringt Unruhe an, um auf den Menschen Jagd zu machen, die ihn lieben wollen. Aber darin liegt der Unterschied vom Fischer und Jäger, daß Gott nicht deshalb Unruhe anbringt, um desto mehr zu fangen, nicht um der Zahl willen, sondern um der Nachhaltigkeit willen; das will heißen, wenn die größtmögliche Unruhe angebracht wird, so kann in einem Menschen, in der Spannung, die Nachhaltigkeit entstehen, die wirklich Gott lieben kann.

Aber was der Mensch liebt, ist Ruhe, Sicherheit. Doch ist gewiß, daß in Ruhe, Sicherheit niemand Christ werden kann, und nicht minder gewiß, daß kein Christ in Ruhe und Sicherheit verharren kann. Wo jemand Christ werden soll, da muß Unruhe sein; und wo jemand Christ geworden ist, da entsteht Unruhe.« (Kierkegaard Tagebücher, 5. Band, Seite 293, Eugen-Diederichs Verlag.)

INHALT

Vorwort	5
Mein Freund, der Gangsterkönig	7
Im Triumphzug?	12
Die Glockensammlung	15
Wer kann Sünden vergeben?	21
Der Damastballen	24
Erntesegen	27
Geschenkte Freiheit	30
Das Ärgernis	34
Gottessohn oder Menschensohn?	36
Heimweh	40
Schadenfreude	46
Gott, wer bist du?	47
Vom guten Hirten	50
Die Einladung	51
Holzschuhgeklapper	58
Die billige Gnade	61
Beichte	63
Siehst du den Herrn?	64
Osterlicht	67
Der Mercedesstern	69
Der schmale Grat	70
Die zerbrochene Kanzel	75
Alarmzeichen	76
Grenzübergänge	82
Thomas	84
Alles beim Alten?	88
Tratsch!	91
Packesel!	93
Näher mein Gott zu dir!	95

Immer an der Strippe!	97
Narben!	99
Aus Fehlern soll man lernen	100
Olympiade	102
Über den Tag hinaus	105
Nicht Schein, sondern Sein!	107
Gleitende Inflation	109
Konfirmandenstunden	111
Die Uhr Gottes	114
Hat Jesus Martha lieb?	117
Der Wolf von Lichtenmoor	123
Die große Täuschung	128
Unsere Verlegenheiten – Gottes Gelegenheiten	130
Wähle das Leben!	133
Gott handelt auch mit krummen Stäben	136
Begegnung mit Jesus	138
Handelt, während ich wiederkomme!	153
Militanter Pietismus	157
Der Gestellungsbefehl	160
Heiligabend	162
Lebendiges Zeugnis	163
Ewigkeit	165
Seelenvergiftung	167
Offene Fenster	169
Erweckende Liebe	171
Das schöpferische Wort	172
Die rechte Orientierung!	174
Frucht einer Bekehrung	177
Was heißt Schwärmerei?	178
Buße ist Freude	180
Was heißt Glauben?	183
Müßiggang	186
Unruhe, die erweckt	188

Brunnen Taschenbücher

- 13024 Isselmann/Wunderlich
Der Sieg geht weiter
- 13026 Ada Lum
Ledig – na und?
- 13030 Walter Köhler
Intim vor der Ehe?
- 13057 Adolf Wunderlich
**Mit dem Neuen Testament
bis nach Sibirien**
- 13067 Isselmann/Wunderlich
**Das Licht der Gerechten
brennt fröhlich**
- 13068 Johanna Lorch
Opfernd reift die Frucht
- 13084 Isselmann/Wunderlich
Immer grüne Welle
- 13087 Sanders/Fraser
Wirksames Gebet
- 13100 Ernst Schreiner
Die Harfe der Hugenottin
- 13102 Walter Wanner
Wer bin ich – wer bist du?
- 13116 Adolf Wunderlich
Von Gott umgeben
- 13124 Ernst Schreiner
Die Meistergeige
- 13126 Klaus Bockmühl
Auf dem Weg
- 13129 Wilhelm Landgrebe
Dietrich Bonhoeffer
- 13139 Erich Schick
Geistesleitung
- 13145 Ernst Schreiner
Gesprenzte Ketten
- 13146 Schick/Haag
Christian Friedrich Spittler
- 13147 Oswald Sanders
**Maßstäbe, die heraus-
fordern**
- 13149 Anne Townsend
**Überraschungen mit dem
Gebet**
- 13150 C.S. Lewis
Pardon, ich bin Christ
- 13156 Isobel Kuhn
**Die mich suchen/
In der Arena**
- 13163 Dieter Theobald
Stets zu Diensten
- 13164 Garth Lean
John Wesley
- 13166 Isselmann/Wunderlich
Der Herr macht Programm
- 13173 Werner Stoy
**Du bist krank – ich kann
dich verstehen**
- 13174 Andreas Markusson
**In der Finsternis wohnen
die Adler**
- 13178 Maria Stiefl-Cermak
Jemand hat mir zugelächelt
- 13180 Sheldon Vanauken
Eine harte Gnade
- 13192 Walter Wanner
**Die Zukunft gewinnen –
Das Leben meistern**
- 13195 Dieter Weber
Öffne den Himmel über mir
- 13196 John Pollock
**Hudson Taylor – Pionier
im verbotenen Land**
- 13203 Gerd Rumler
**Klarer Kopf trotz matter
Scheibe**
- 13206 Walter Wanner
Signale aus der Tiefe
- 13207 Dieter Theobald
Alles halb so schlimm
- 13208 Manfred Siebald
Ist schon alles gesagt?
- 13209 J.H. Oldham
Ein Mensch wagt zu lieben
- 13225 Jay Adams
Christsein auch zu Hause
- 13233 Walter Wanner
**Seelische Krisen erken-
nen, verstehen, bewältigen**
- 13234 Siegfried Kettling
**Wie der Mensch zum
Menschen wird**
- 13235 Ursula Koch
Sahel heißt Ufer
- 13236 Willy Kramp
Deine unbesiegbare Kraft
- 13237 Michael Griffiths
Gottes herrliches Volk
- 13252 Peter Barall
Wege aus der Angst
- 13254 Willy Kramp
Wir sind Beschenkte
- 13255 Johanna Lorch
Solange es Tag ist
- 13257 Albrecht Schöll (Hrsg.)
**Handbuch Jugend-
religionen**
- 13262 Friso Melzer
**Anthroposophie – Ausweg
oder Irrweg?**
- 13263 Andreas Benda (Hrsg.)
**Noch die kleinste Pfütze
spiegelt den Himmel**
- 13264 Dieter Theobald
**Bedenkliches / Gebete aus
dem Kirchenschiff**
- 13265 Noreen Riols
**Manchmal wünschte ich
mir Flügel**
- 13281 Daniel Bacon
Beruf mit Zukunft
- 13282 Urie A. Bender
**Ihr werdet meine
Zeugen sein**
- 13283 Rolf Bielke
Kennzeichen C
- 13284 Heinz Böhm
Tödliches Schweigen
- 13285 Markus Maggi
Balanceakt
- 13286 Robert Vittoz
Jenseits der Wälder
- 13287 Hanna Ahrens
**Schenk mir einen
Regenbogen**
- 13304 Hans Rohrbach
**Das anstößige Glaubens-
bekenntnis**
- 13305 James Johnson
Deckname Sebastian
- 13306 Herbert Fuchs
Nur einer kann helfen
- 13307 Anny Hahn
**Es gibt einen lebendigen
Gott**
- 13318 Heinz-Günther Klatt
Der Gestapo-Chef
- 13319 Sheila Walsh
Leben live
- 13320 Heinrich Kemner
Allerlei am Weg

Ein Gangsterboß zu Pastor Kemner:

„Wenn es einen Gott gäbe, wie Sie mir bezeugt haben, habe ich nur eine Entschuldigung: Ich habe nie in meinem Leben einen Christen kennengelernt, der mir in seinem Bekenntnis glaubwürdig erschien. Ihnen nehme ich das ab, weil Sie zu mir gekommen sind.“

Menschen jeden Alters und aus allen sozialen Schichten sind von Pastor Kemner beeindruckt. Dieser originelle Mann ist entschlossen, das Evangelium von Jesus Christus unter die Menschen zu bringen und scheut dabei keinen Einsatz. Nicht ohne Humor erzählt Heinrich Kemner, was ihm auf seinem Lebensweg so „allerlei“ widerfahren ist, schildert Erlebnisse, aber auch Erfahrungen und Einsichten, die er gewonnen hat.

Heinrich Kemner ist Gründer und Leiter des Geistlichen Rüstzentrums in Krelingen.